





ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ZEHNTER BAND  
1970/71

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG



ÖFFENTLICHE SITZUNG DES  
ORDENSKAPITELS  
IM THEATER DER STADT BONN  
2. JUNI 1970  
REDEN UND GEDENKWORTE



FRANZ DÖLGER  
4.10.1891–5.11.1968







Dr. Franz Dölger



*Gedenkworte für*

FRANZ DÖLGER

*von*

*Percy Ernst Schramm*

---

Am 5. November 1968 verlor die deutsche Byzantinistik ihren Senior: *Franz Dölger*, der vom Kapitel 1962 zum Mitglied gewählt wurde. Den letzten Sitzungen mußte er wegen Altersbeschwerden bereits fernbleiben. Jetzt trauern wir mit seiner Gattin, die ihm im vollen Sinne des Wortes eine »Lebensgefährtin« gewesen ist, und seinem Sohn.

Die Pflicht, Franz Dölgers zu gedenken, fällt mir zu, da ich dem Toten fachlich am nächsten stand. Mir kommt dabei zugute, daß ich ihn über ein Menschenalter gekannt habe. Wir pflegten in dieser langen Zeit wissenschaftlichen Kontakt und haben uns – ich darf sagen: wechselseitig – geschätzt.

Zunächst ein Wort darüber, was es heißt, wenn ich sagte: »Senior der deutschen Byzantinistik«.

Als Wissenschaft begründeten diese Disziplin die Franzosen in der den Blick auf Konstantinopel richtenden Zeit Ludwigs

XIV., genauer: das taten die gelehrten Ordensmänner Labbé, Ducange und andere. Berühmt geblieben ist trotz aller Einseitigkeit Edward Gibbons »History of the Decline and Fall of the Roman Empire« (1776/88). Deutschland hat im 18. Jahrhundert nur den Leipziger Philologen Joh. Jakob Reiske aufzuweisen, dessen Edition des berühmten »Zeremonienbuches« bis heute nur zum Teil ersetzt ist. Er und Gibbon schufen die Vorstellung, daß es sich bei dem Ostreich um ein zum Untergang verdammtes, weil im zeremoniösen »Byzantinismus« erstarrtes Reich gehandelt habe. Im 19. Jahrhundert wurde diese Vorstellung des erstarrten historischen Sinnes Stück für Stück aus dem Wege geräumt. Dabei arbeiteten sich die Forscher der verschiedensten Länder in die Hände. Rußland und die Balkanländer beteiligten sich, weil die Geschichte ihrer Länder mit der von Byzanz eng verknüpft war. Die Engländer John J. Bury und N. H. Baynes erwarben sich angesehene Namen; sehr zu rühmen ist auch der Belgier Henri Grégoire. Aber die Führung hatten nach wie vor die Franzosen – genannt seien hier nur Charles Diehl und L. Bréhier.

Daß es seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auch eine international anerkannte deutsche Byzantinistik gibt, ist das Verdienst von drei Männern: Karl Krumbacher, August Heisenberg, Franz Dölger.

Eine offizielle Anerkennung erreichte die Byzantinistik in Deutschland, als im Jahre 1892 an der Universität München der erste Lehrstuhl eingerichtet wurde: ihn erhielt Karl Krumbacher, dessen »Geschichte der byzantinischen Literatur« – in ihrer Zeit eine Meisterleistung – bis heute keine Neubearbeitung erfahren hat. Das von ihm eingerichtete Institut zog manche Ausländer, besonders solche aus dem Südosten an, und die dann begründete »Byzantinische Zeitschrift« wurde von

Anfang an im In- und Ausland stark beachtet. August Heisenberg (der Vater des Physikers), der von 1900 bis 1930 Krumbachers Lehrstuhl einnahm, vermehrte dessen Ansehen, und als er unerwartet starb, folgte ihm 1931 sein Schüler, der damals erst 40 Jahre alte Franz Dölger (geb. Kleinwallstadt in Unterfranken, 4. 10. 1891). Diesen Lehrstuhl hatte er bis zu seiner Emeritierung inne, und er ist dann bis zu seinem Tode in München wohnen geblieben. Irgendwo anders könnte man ihn sich schwer vorstellen; denn daß Franz Dölger, ein Mann von schwerer Statur mit großem Kopf ein Bayer war, hörte man leicht aus seiner Sprache heraus – womit sich gut vertrauen hat, daß Dölger viel in dem ehemals byzantinischen Bereich herumgereist ist und auch manches von der übrigen Welt gesehen hat.

Es sei gleich angefügt, daß unter Dölgers Leitung das Münchener Byzantinische Institut eine noch stärkere Auswirkung als unter seinen Vorgängern erzielte, daß ferner die von ihm jahrzehntelang unter Aufwand von viel Mühe und Sorgfalt redigierte »Byzantinische Zeitschrift« sich zu einem Schlüsselorgan des Faches entwickelte, wichtig vor allem deshalb, weil im Rezensionsteil auch der geringfügigste Aufsatz registriert, meist auch mit einer bewertenden Bemerkung (viele von Fr. Dölger selbst) versehen wurde – wer auch immer zu dem internationalen Kreis der Byzantinisten gehörte, mußte zu der Zeitschrift greifen. Fr. Dölger wurde daher in allen beteiligten Ländern als Autorität ersten Ranges angesehen (da sein Schüler und Nachfolger H.-G. Beck die Zeitschrift auf gleicher Höhe hält, hat sie sich ihr Ansehen bewahrt).

Krumbachers wissenschaftliches Ansehen beruhte hauptsächlich auf seiner Literaturgeschichte, die Heisenbergs auf den

von ihm edierten Texten. Franz Dölger schließlich hat den Bestand der erhaltenen Kaiserurkunden übersehbar gemacht und aus dem Nichts eine byzantinische Urkundenlehre geschaffen. Was besagt diese Feststellung?

Mit der Edition der abendländischen »Regesta regum atque imperatorum Romanorum« begann bereits 1851 J. J. Böhmer; wir benutzen sie heute in Neuauflagen, aber nach weit über hundert Jahren klaffen noch immer einige Lücken. K. Krumbacher legte 1905 das Programm für ein analoges, Byzanz betreffendes Werk vor; der erste Bearbeiter, P. Marc, starb vor der Zeit, die Ausarbeitung wurde Fr. Dölger anvertraut. Im Jahre 1924 erschien der erste, bis 1025 reichende Teil; 1965 der fünfte, mit Nr. 3555 kurz vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken abschließend. Beim letzten Faszikel hatte P. Wirth Hilfe geleistet, alles übrige hatte Fr. Dölger allein zu Wege gebracht.

Eine immense Leistung, wenn sich auch die Zahl der Regesten – verglichen mit dem Abendland – klein ausnimmt. Denn die abendländischen Bände sind von einer Vielzahl von Gelehrten bearbeitet worden, und diese hatten es leichter, da sie sich bei vielen Regesten auf Originalurkunden stützen konnten und diese sowie die Abschriften normalerweise in einem nicht allzu schwer überschaubaren Raum verwahrt sind. In Byzanz dagegen gehören Originale zu den Seltenheiten, und die Abschriften sind über den ganzen Bereich, in dem die östlichen Kaiser einmal etwas zu sagen hatten, verstreut. Noch schwerer war es, die sie betreffende Literatur zu erfassen, da ja auch Russen, Rumänen, Bulgaren, Serben usw. an der Forschung teilgenommen haben.

Weiter erschwert wurde Dölgers Aufgabe durch die Tatsache, daß es – als er einsetzte – eine byzantinische »Diplomatik« noch

nicht gab, während das Abendland sich bereits seit Jean Malillon († 1709) um eine wissenschaftliche Urkundenlehre bemüht hat. Für die Kaiser- und Königsurkunden haben wir in dem dicken, in 2. Auflage vorliegenden und jetzt neugedruckten Handbuch von Harry Bresslau († 1926) einen soliden Führer. Diesen Vorsprung hat das Abendland heute nicht mehr: Fr. Dölger, der nur Ansätze vorfand und in einer Vielzahl von Aufsätzen Einzelfragen klärte (20 von ihnen 1956 in einem Sammelband zusammengefaßt), konnte vor seinem Tode noch mit Hilfe seines Schülers J. Karagannopulos (Professor in Saloniki) in einem stattlichen Band das fehlende Handbuch vorlegen. Auch das, was H. v. Sybel und Th. v. Sickel durch ihr Tafelwerk »Kaiserurkunden in Abbildungen« (1889/91) für das Abendland leisteten, hat Fr. Dölger für Byzanz erfolgreich durchgeführt: bereits 1931 hat er in einem gleich großen Format »Facsimiles byzantinischer Kaiserurkunden« vorgelegt.

Ein Einzelner hat also binnen vier Jahrzehnten in konsequenter, zäher Arbeit geleistet, was für den Okzident eine Vielzahl von Gelehrten in einem viel längeren Zeitraum zu Wege gebracht hat. Beneidenswert ein Gelehrter, der eine so geschlossene Leistung vorzuweisen hat und es noch erlebte, daß sowohl die »Regesten« als auch die »Diplomatik« ausgedruckt auf seinem Schreibtisch lagen! Es werden sich Nachträge und Korrekturen im Einzelnen ergeben. Das wird Dölgers einmalige Leistung nicht schmälern.

Damit nicht genug! Ebenso wie K. Krumbacher neben seiner Literaturgeschichte, A. Heisenberg neben seinen Editionen noch manches andere verfaßt haben, so hat es auch Fr. Dölger gehandhabt. In zwei Bänden fügte er 1955 und 1961 die Aufsätze zusammen, in denen er über den Bereich der Urkunden hinausgegriffen hatte: Aber durch sie ist noch nicht alles erfaßt,

was der Unermüdliche schrieb. Man darf sagen, daß es kein Gebiet der byzantinischen Geschichte gibt, zu dem Dölger nicht etwas beigesteuert hat. Die politischen, die wirtschaftlichen, die literarischen, die kunst- und die kirchengeschichtlichen Probleme interessierten ihn gleichfalls, und auf allen Gebieten hatte er auf Grund seiner stupenden Kenntnisse etwas zu sagen. Ein Aufsatz zu irgend einer Byzanz betreffenden Frage, in dem nicht in den Anmerkungen mindestens einmal der Name Fr. Dölgers erscheint, ist daher schwer vorstellbar.

Für die politische Geschichte des Byzantinischen Reiches ist heute die – in mehrere Sprachen übersetzte – Darstellung unseres Mitglieds Georg Ostrogorsky maßgebend, die das modernste, umfassendste, alle Sektionen behandelnde Handbuch ist (*The Cambridge Medieval History IV, The Byzantine Empire, Part. I–II*, ed. by I. M. Hussey, 1966/67). Eine große Darstellung zu schreiben, die irgend einen Bereich der Byzantinischen Geschichte durch die Jahrhunderte verfolgte, ist Franz Dölger nicht beschieden gewesen. In den Kriegs- und Nachkriegsjahren wäre das schwierig gewesen; dazu kamen die Verpflichtungen als Forscher, Professor, Lehrer, Redaktor – aber auch wenn sie nicht auf ihm gelastet hätten, würden wir wohl keine Darstellung dieser Art erhalten haben: Regesten, Handbuch und Aufsätze waren die drei dem Wesen Franz Dölgers gemäßen Publikationsformen.<sup>1</sup>

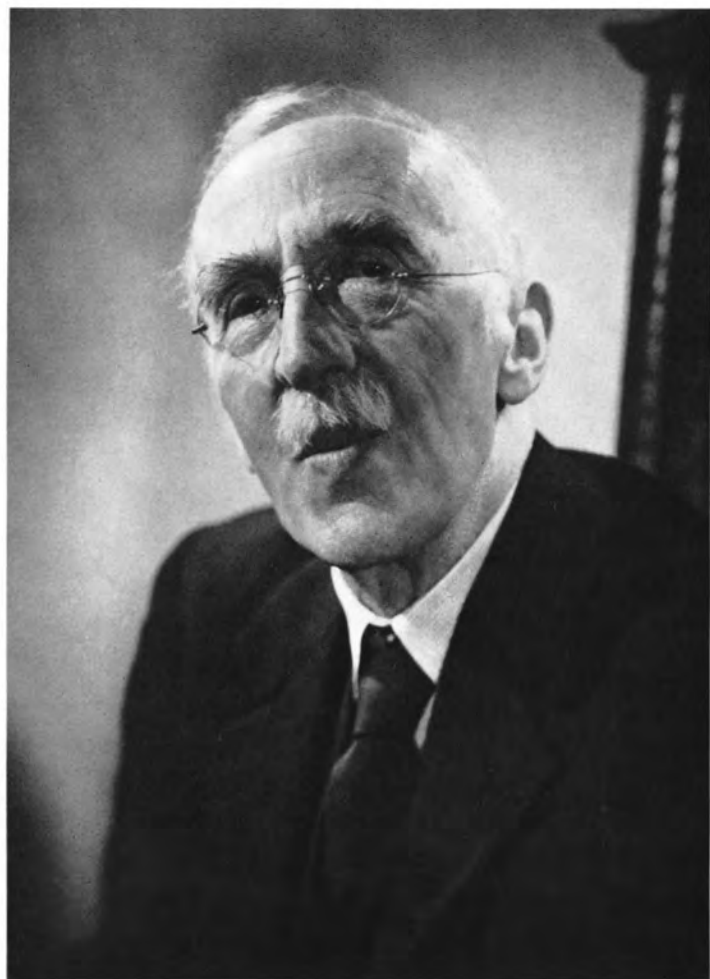
<sup>1</sup> Dem Nachruf von *Herbert Hunger* im Almanach der Österr. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1969, 119. Jahrgang, Wien 1970, S. 391 bis 407 ist ein Verzeichnis aller Bücher und Aufsätze des Verstorbenen angehängt.



GEORGE P. GOOCH

21.10.1873–31.8.1968





*G. P. Goch*



*Gedenkworte für*

GEORGE PEABODY GOOCH

*von*

*Percy Ernst Schramm*

---

I

Unserem Orden hat *George P. Gooch* (\* London am 21. Oktober 1873 als Sohn eines Bankiers, † am 31. August 1968) vierzehn Jahre lang angehört; denn er war unter den ersten Ausländern, die nach der Erneuerung des Ordens zugewählt wurden (1954); den »Order of Merit« erhielt er erst 1963.

Daß G. P. Gooch gleich zu den Ersten gehörte, verstand sich von selbst: er war in der ganzen Welt anerkannt, und wir Deutschen schuldeten ihm außerdem noch Dank, da er sowohl nach dem I. als auch nach dem II. Weltkrieg den Deutschen und ihrer Geschichte ebenso unbefangen, ja verständnisvoll gegenübertrat, wie das für ihn, der eine Deutsche geheiratet hatte, in den Friedensjahren selbstverständlich gewesen war.

George Gooch blieb bis in das Alter wissenschaftlich tätig. Im

Rahmen eines Nachrufes seinem Wirken im vollen Umfang gerecht zu werden, ist also unmöglich. Es kann sich nur darum handeln, hervorzuheben, was rückschauend als symptomatisch an diesem langen Leben angesehen werden darf.<sup>1</sup>

## II

Um den Rahmen für die Würdigung der menschlichen Haltung sowie der geistigen Leistung abzustecken, bediene ich mich als Notbehelf einer Anordnung in Rubriken, wobei ich meinen Zuhörern Gedankensprünge zumuten muß:

G. Gooch hat dreißig Jahre lang unbezahlte Volkshochschulvorträge in der Londoner Toynbee Hall, dem Zentrum der »Settlement«-Bewegung, gehalten; aber er ist – wirtschaftlich unabhängig – nie Professor geworden; er blieb immer nur »Litt. D.« und »Fellow of Trinity College« in Oxford. Er hatte daher die Möglichkeit zu einer ungewöhnlich umfangreichen und vielseitigen wissenschaftlichen Produktion.

G. Gooch wurde zu Vorlesungen ins Ausland eingeladen, war daher in der Welt herumgekommen, blieb aber – schon im

<sup>1</sup> Über sein Leben hat *G. P. Gooch* zweimal berichtet: 1926 auf deutsch im II. Band der »Geschichtswissenschaft in Selbstdarstellungen«, 1958 in dem Band »Under Six Reigns« (zum Teil vorher kapitelweise in der »Contemporary Review« bekannt gemacht). Bei beiden Publikationen handelt es sich um flüssig geschriebene, für den Verfasser und seine Zeit aufschlußreiche Erzählungen dessen, was er erlebt hat, wen er kennenlernte, was ihn jeweils zur Wahl seiner Themen veranlaßte, wie sich seine Grundanschauungen bildeten und wie er an ihnen festhielt. »Bekanntnisse« darf man nicht erwarten; sie hätten ganz und gar nicht zum Verfasser gepaßt. Ein abgeklärter »gentleman«, der seinen Platz in der Mitte gewählt hatte und ihn festhielt, hat die Feder geführt.

Äußeren – durch und durch Engländer. Er war – wie hätte das anders sein können? – stolz auf sein Land und seine Geschichte, bezeichnete sich selbst als »national« eingestellt – aber (dieses »aber« muß groß geschrieben werden) er war auch (so nannte er es) »international«, d. h. er sah die Geschichte seines Volkes im Rahmen der europäischen Geschichte und diese in dem der Geschichte der Menschheit.

Auf Grund seiner englischen Tradition standen für George Gooch bestimmte Grundsätze unverrückbar fest: für »*Democracy*« und »*responsible Government*«, gegen jegliche Art von »*Tyranny*«, für »*fair play*«, gegen jede Art von Ungerechtigkeit. Er fühlte sich daher verpflichtet, auch den Gestalten der Geschichte, die er innerlich ablehnte oder denen er fremd gegenüber stand, soweit wie möglich Verständnis abzugewinnen. Sein Bestreben war auch, die Politik der großen Mächte objektiv und unbefangen nachzuzeichnen. In seinen Büchern und Aufsätzen finden sich keine Worte scharfer Ablehnung, geschweige denn des Hasses. Wenn Gooch Urteile fällte, tat er das in knapper, sehr abgewogener Weise. Seine Bücher sagen überhaupt wenig über den Verfasser aus: nicht aus Temperamentlosigkeit, sondern deshalb, weil G. Gooch die Verantwortung des Geschichtsschreibers so ernst nahm: der Autor hat hinter dem, was er *ex historiographi officio* niederschreibt, zurückzutreten.

Damit hängt sicherlich auch zusammen, daß G. Gooch, der zeitlebens ein frommer Mensch blieb, in seinen Schriften das nicht hat durchschimmern lassen. Religiöse Ansichten – so schließen wir – dürfen nach der Goochschen Grundauffassung noch weniger als politische die Geschichtsschreibung, eine rein säkulare Angelegenheit, färben.

George P. Gooch hielt in jüngeren Jahren politische Reden,

verfaßte politische Tagesschriften, saß einige Jahre (1906 bis 1910) im Parlament und diente in dieser Zeit drei Jahre lang Lord Bryce als *Private Secretary*. Er hatte also praktische Erfahrungen gesammelt und kannte auch das diplomatische Getriebe. Er blieb ein emsiger Beobachter seiner Zeit und besaß daher Verständnis für das, was in der Welt vor sich gegangen war und vor sich ging. Die Art, wie er komplizierte Verhandlungen darzustellen verstand, ist immer noch vorbildlich.

Als Student hatte Gooch bei Sir John Seeley erfahren, wie man internationale Beziehungen behandeln konnte, aber er stieß sich an Seeley's Pragmatismus: Geschichte durfte nach seiner Auffassung nicht zur Vorschule für Politiker gemacht werden. Das meiste und Wesentliche verdankte Gooch Lord Acton, diesem seltsamen Alleswisser, der nie eins der von ihm konzipierten Bücher fertigstellte, aber trotzdem als »der größte Gelehrte Großbritanniens« seiner Zeit angesehen wurde. Dieser vielseitige Inspirator hat an Gooch gerühmt, er habe besser als andere die grundlegende Wahrheit begriffen, daß die Geschichte sowohl die Ereignisse als auch geistige Strömungen umfasse. Durch diese Grundeinstellung fühlten sich Acton, der Sohn einer deutschen Mutter, und Gooch, der Gatte einer deutschen Frau, geistig mit der Welt Goethes, Schillers, Fichtes, Humboldts verbunden.

Bei Macaulay und Treitschke (den Gooch noch in Berlin gehört hat) stieß ihn die tendenziöse Art ihrer Geschichtsbehandlung ab; Ranke bewunderte er, weil für diesen Geschichte-Schreiben eine Sache des Gewissens gewesen war. An den Konstrukteuren der Weltgeschichte von Hegel bis Spengler und Toynbee bewunderte er die Kühnheit, aber was sie vorgelegt hatten, waren für ihn nur »*splendid failures*«.

Die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte kommt bei Gooch nur am



Rande vor, obwohl sich in seinem langen Leben ihre Einwirkung auf die politische Geschichte von Jahr zu Jahr potenziert hatte. Dabei wird mitgesprochen haben, daß die so unheimlich gewordene Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sich gleichsam anonym vollzieht. Für G. Gooch ist die Geschichte jedoch – im Guten und im Bösen – gestaltet durch Menschen; auch die Literatur war für ihn das Werk einzelner Menschen (die ideengeschichtliche Wendung der Literaturgeschichte, die bei uns Wilhelm Dilthey und Rudolf Unger herbeiführten, machte er nicht mit). Es versteht sich von selbst, daß G. Gooch, der den Siegeszug der Psychoanalyse und ihr Eindringen in die Geschichtsschreibung miterlebte, ihr nirgends entgegenkam. Bei der Darstellung von Persönlichkeiten hat sich Gooch immer nur an das gehalten, was zutage lag, und nicht versucht, das Verborgene ans Tageslicht zu zerren.

### III

Dem Biographen, der einmal die neuneinhalb Jahrzehnte dieses arbeitsreichen Lebens im einzelnen darstellt, bietet die »Contemporary Review« einen Leitfaden, die durch ihren konsequent liberalen Standpunkt unter den englischen Zeitschriften eine Sonderstellung festhielt. Sie hat G. Gooch fast fünfzig Jahre lang redigiert und ihre Grundlinie bestimmt. Sie zeichnete wie ein Seismograph auf, wie der englische Liberalismus auf das politische und geistige Geschehen reagierte.

Die Bücher und Aufsätze sowie die Beiträge zu Sammelwerken, die G. Gooch dem historischen Bereich widmete, haben in der Zeit ihres Erscheinens große Verdienste gehabt, weil sie halfen, den – aufgrund der Geheimhaltung zunächst noch auf den Er-

eignissen lagernden – Nebel zu lichten. Uns Deutschen hat G. P. Gooch damals sehr geholfen, weil er dazu beitrug, daß die »Kriegsschuldfrage«, die durch den Versailler Vertrag zu einem Politikum geworden war, auf ein wissenschaftliches Geleise geschoben wurde. Darüber hinaus bemühte er sich, in einem 1925 erschienenen, viermal aufgelegten Buch »Germany«, seinen Landsleuten eine korrekte Vorstellung von Deutschland in der Zeit der Weimarer Republik zu vermitteln. Auf weitere heute im Einzelnen einzugehen, muß ich mir hier versagen.

Inzwischen hat die Forschung weitere Materialien ans Licht gezogen; die alten Fragestellungen haben sich verschoben, neue sind aufgetaucht. Daher ist dieser Teil der Goochschen Leistung heute überholt – das ist das Schicksal aller Autoren, die sich mit zeitnahen Problemen befassen.

Auch die Beiträge zur Literaturgeschichte, die bei ihrem Erscheinen die Funktion hatten, zu informieren und Interesse zu wecken, sind inzwischen zu Dokumenten einer verdrängten Auffassung geworden, weil sich in diesem Bereich die Problemstellungen und die Wertmaßstäbe erst recht verändert haben – aber so wird es auch denen einmal gehen, die heute über Literaturgeschichte schreiben.

#### IV

Wie ist – damit sind wir zu der entscheidenden Frage gelangt – George Peabody Gooch geschichtlich einzuordnen? Unter welchem Aspekt werden auch noch die kommenden Generationen seinen Namen anführen?

Der Tote hat Goethe einmal einen »konservativen Reformier« genannt; diese nur scheinbar widersprüchliche Bezeichnung

paßt auch auf ihn selbst. In seinen letzten Jahrzehnten vollzog sich der Niedergang der um 1900 geistig und politisch noch so ansehnlichen liberalen Partei. Es ist zu beachten, daß Gooch sich selbst einen »*Gladstonian Liberal*« genannt hat, also sich in der Zeit vor Lloyd George beheimatet fühlte, der den Liberalen alten Schlages zu demagogisch war. Insofern war Gooch – als er starb – auch politisch »überholt«.

Diese Feststellung besagt nichts gegen George P. Gooch, sondern gegen die Zeitläufte mit ihrer Tendenz, die Mittelparteien zu zerreiben.

»Überholt« – wir haben den Ausdruck bereits im Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Opus gebraucht, das George P. Gooch hinterlassen hat. Aber das ist eine Vokabel, die eine Berechtigung nur im Rahmen einer geistes- und parteigeschichtlichen Betrachtung besitzt. In diesem Sinne überholt sind auch Ranke und Lord Acton, die für Gooch die seinen Kurs regulierenden Leuchttürme geblieben waren.

Zu fragen ist nach der Leistung und nach dem Menschen.

Ranke hat über fünfzig Bände hinterlassen, Acton keinen einzigen, Gooch sehr viele. Es bleibt sein Verdienst, daß er in der Flut der die Zeitgenossen überschwemmenden Dokumente, Memoiren und sonstigen Publikationen ihnen ein verlässlicher, in seiner Lauterkeit unangreifbarer Lotse gewesen ist. Durch Hinweise auf bedeutende Menschen und große Leistungen des Geistes hat er sie außerdem aus dem Alltag herausgerissen.

Und der Mensch? Noch im Alter war George P. Gooch von dem Bewußtsein getragen, eine berechtigte Weltanschauung zu vertreten, deren Quintessenz für ihn in der Selbstverwirklichung und der sinnvollen Ausfüllung des Lebens bestand. Er blieb von dem »*unchanging character of the human heart*« überzeugt und glaubte, daß bei gutem Willen »*co-existence*« sowohl im

politischen als auch im geistigen Bereich möglich sei. Sehr schön hat er von sich gesagt, daß ein Achtzigjähriger, der nicht Heiterkeit (*serenity*) lernte, vergeblich gelebt habe. Trotz aller negativen Eindrücke, die seit 1914 auf ihn eingestürmt waren, blieb er ein Optimist mit »gesundem Boden unter den Füßen«, beschwingt von dem Glauben an den Liberalismus, so wie er ihn verstand. Wer der Frage nachgeht, was einstmal der »Liberalismus« in der Zeit bedeutete, als er in England an der Macht war und Gleichgesinnte in allen Kulturländern faszinierte, nehme sich George P. Gooch als eine der signifikantesten und zugleich verehrungswürdigsten Verkörperungen vor: unter diesen Aspekten bleibt er ein nach allen Seiten hin aufschlußreiches »Untersuchungsobjekt«.

Aber diese Feststellung langt nicht aus: Im Vorwort zu der Festschrift, die G. P. Gooch 1961 dargebracht wurde, hat der amerikanische Redaktor ihn einen »*great and good man*« bezeichnet. Eine treffende Formulierung, die sich auf nicht allzu viele Gelehrte anwenden ließe!

Gooch bleibt gekennzeichnet durch die Ablehnung aller gemeinen Gesinnung und unentschuldbarer Handlungen sowie durch die zeitlebens bewiesene »Fairness« auch denen gegenüber, die seiner Art nicht entsprachen. Diese beiden Eigenschaften, verwurzelt im Liberalismus alter Art, wünschte man der Geschichtsschreibung erhalten. Geschieht das, wird man sich weiterhin mit Respekt besinnen auf

GEORGE PEABODY GOOCH.

## ANHANG

### *George P. Gooch und Deutschland*

Ich habe den Verstorbenen in den dreißiger Jahren im Anschluß an einen Vortrag, den ich in London anhörte, kennengelernt. In Erinnerung blieb mir das typisch englische Gesicht und die Abgeklärtheit eines weisen Mannes, der sich um die Alltagsregeln nicht kümmerte (seine Füße steckten in dicken weißen Socken und uneleganten Stiefeln). Während unserer Unterhaltung faßte er in seine Tasche, um etwas in sein Notizheft einzutragen; das erste Büchlein, das ihm in die Hand fiel, steckte er gleich wieder in die Tasche – es muß ein Prayer Book oder etwas ähnliches gewesen sein.

Nach dem II. Weltkrieg war die Göttinger Akademie der Wissenschaften, die G. P. Gooch bereits 1927 als auswärtiges Mitglied hinzugewählt hatte, darauf bedacht, ihm bei passendem Anlaß ihre Hochachtung auszudrücken. Auf ein Telegramm, das sie ihm 1953 zu seinem 80. Geburtstag sandte, schrieb er, er habe es immer als eine hohe Ehre betrachtet, »to be connected with an University which has been agowned by so many distinguished scholars for two centuries. For sixty years I have profited by ›deutschen Wissenschaft‹, and I think I may say that no living Englishman admires it more. I have always felt that scholars are a band of brothers – even if statesman quarrel and fight we scholars are always allies.« In dem von mir entworfenen Glückwunsch zum 85. Geburtstag hatte ich darauf hingewiesen, daß G. P. Gooch in seinem Lande eine Stellung einnehme, wie sie bis vor kurzem bei uns Friedrich Meinecke besessen habe. Er antwortete, daß er sich durch diese Worte tief

geehrt fühle: »To be compared to my old and valued friend Meinecke is indeed a high compliment. I can at any rate claim that no one in Germany or elsewhere admired his writings more than I.« Am Schluß dieses Schreibens drückte er seine Freude aus über den bevorstehenden Besuch des Bundespräsidenten Theodor Heuss (»who is universally respected«) – daß auf diese Visite ausgerechnet in »Oxbridge« Schatten fielen, wird ihn sicherlich verstimmt haben.

Man braucht kein Graphologe zu sein, um aus diesen mit der Hand geschriebenen Briefen auf einen klar denkenden, in sich gefestigten Mann zu schließen, der mit sich über die Grundfragen des Lebens ins Reine gekommen war.

Im Jahre 1964 veranlaßte ich meinen Sohn, der in England weilte und von seinem Wohnsitz G. P. Gooch leicht erreichen konnte, ihn zu besuchen und ihm über unser Kapitel Bericht zu erstatten. Sein Brief, aus dem ich das Wichtigste in unserer internen Sitzung am 6. Juni vortrug, sei hier eingerückt:

»Professor Gooch lebt in einem kleinen Haus etwa 40 km nordwestlich vom Londoner Stadtzentrum, inmitten einer Villengegend mit vielen Bäumen, schönen Rasenflächen und fernab von größerem Verkehr. Er ist jetzt etwa 92 Jahre alt. Er ist in diesem Alter noch geistig überaus rege; allerdings ist er heute fast blind und auch sonst körperlich ziemlich schwach, so daß ihn längere Besuche stark anstrengen. Er wird gepflegt von einer älteren Dame, da seine Frau, eine Deutsche, schon vor langen Jahren gestorben ist. Von Mrs. Brown, geb. v. Heynitz, weiß ich, daß Prof. Gooch auch heute noch wissenschaftlich arbeitet. Noch im letzten Jahr hat er ein Buch herausgebracht.

Bei meinem Besuch lag er auf einer Art Liegestuhl. Ich überbrachte einen Gruß von Dir... Es schien ihn zu interessieren, wer denn dieser neue Gast war. So fragte er mich eine gute

halbe Stunde aus, was ich denn triebe, was ›Kunststoffe‹ (mit deren Herstellung befaßte sich mein Sohn) seien, um in Nebensätzen zu erwähnen, er habe sich immer für die Naturwissenschaften interessiert, habe auch Einstein und Lord Rutherford gekannt, aber eben doch in ihnen eine fremde Welt verkörpert gesehen. Er kam dann auf das Verhältnis zwischen Deutschland und England zu sprechen, das ihm immer am Herzen gelegen habe und an dem er und seine deutsche Frau so gelitten hätten. Ihm wären deutsche Dichter immer lebendig gewesen – er zitierte ein paar Strophen aus einem deutschen Gedicht –, und so viele deutsche Menschen, die er in seinem langen Leben kennengelernt habe, seien für ihn bedeutsam und gewinnbringend gewesen. Er fragte nach dem Verständnis der deutschen Jugend für England und freute sich, daß ich nun schon sechsmal nach England gekommen war – heute sei das Zusammenkommen zwischen den beiden Völkern auf der Ebene des Individuums so leicht gemacht wie nie zuvor.

Am Ende des Gespräches sprach er von der Gnade Gottes, die ihm in seinem langen Leben ermöglicht habe, seinen Neigungen zu folgen, beizutragen zum politischen Leben seines Landes, so viel Freunde in der Welt zu finden, zu sehen wie seine Söhne auch zu Namen und Ansehen gelangten (ein Sohn ist Professor für Biologie) und noch mitzuerleben, wie England und Deutschland – seine zweite geistige Heimat – sich wieder ausgesöhnt hätten.

Beeindruckend war mir, in Prof. Gooch einen wirklich ›weisen‹ Menschen mit wunderbarer Wärme vorzufinden. Da er einen nicht mehr sehen kann, nahm er meine eine Hand zwischen seine Hände und hielt sie praktisch während des ganzen Gespräches fest. So schafft er sich noch den direkten Kontakt zu dem Gegenüber. Er fragte mich aus und ließ sich selber ganz zu-

rücktreten. Die paar Sätze, die er auf deutsch einfließen ließ, sprach er ohne Akzent.«

Im Jahre 1966 lud auf meine Veranlassung der Botschafter Blankenhorn G. P. Gooch ein, in unserer Botschaft der Aushändigung des Ordens an Lord Todd beizuwohnen – es war ein Akt der Höflichkeit, da wir über die Abnahme der Lebenskräfte des Hochbetagten orientiert waren. Ich berichtete anschließend unserem Senior über den Verlauf des Abends und konnte ihm versichern, daß wir seiner gedacht hatten. Er antwortete am 4. November, er wäre der Einladung gern gefolgt, könne aber sein Haus nicht mehr verlassen; unter den diktierten Brief setzte er seine – durch den Duktus die Erblindung verratende – Unterschrift.

Auf meinen Kondolenzbrief schrieb mir der Sohn, Mr. Bernard Gooch, am 22. September 1968: »Für meinen Vater war die Ehrung, die ihm mit dem *Pour le mérite* zuteil wurde, stets eine Quelle besonderer und dankbarer Genugtuung. Diese Anerkennung unterstrich eine tiefgefühlte Bindung an die geistigen Traditionen eines Landes, dem er sich durch langjährige Studien und durch meine deutsche Mutter sowie durch zahlreiche Freunde verbunden fühlte.«



**KARL JASPERS**

23. 2. 1883–26. 2. 1969





*Karl Jaspers*



*Gedenkworte für*

KARL JASPERS

*von*

*Carl Friedrich Freiherr von Weizsäcker*

---

Durch 50 Jahre war Karl Jaspers einer derer, auf deren Stimme die Gebildeten Deutschlands hörten. In Aufmerksamkeit, in Zustimmung und Widerspruch fanden sie in seinen Worten die Fragen ihres gemeinsamen Lebens berührt.

Karl Jaspers ist in Oldenburg geboren. Der großgewachsene, hellblickende Mann, ein Mann niederdeutscher Prägung, war durch frühe, ihn nicht mehr verlassende Krankheit zu einem behutsamen Leben gezwungen, das er umsichtig und regelmäßig gestaltete. Er war ein liberaler, ein freiheitlicher Bürger, in der Tradition der Paulskirche und nicht des Kaiserreichs, in das er hineingeboren war. In sorgfältiger Strenge verlangte er von sich und von anderen die Erfüllung des, wie er überzeugt war, freimachenden Imperativs vernünftiger Moral.

Den größten Teil seines Lebens verbrachte er in Heidelberg. Er begann als Mediziner. Zwei Bücher bezeichnen die Stadien des Übergangs zur Philosophie: die »Allgemeine Psycho-Pathologie« wandte das umfassende Fragen systematischen Denkens auf das Feld der seelischen Krankheiten an, die »Psychologie der Weltanschauungen« den Begriff der seelischen Typen auf die Lehren der Philosophen. In den erstaunlichen Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts, als, zumal im deutschen Sprachraum, in allen geistigen Bereichen neu und tiefer als zuvor gefragt wurde, war Existenz, also das Sein des Menschen, der Schlüsselbegriff in der Philosophie, und neben Heidegger, der aber eigentlich auf einer noch anderen, weitergreifenden Entdeckungsreise war, verlieh Jaspers diesem Begriff die Wirkung, als akademischer Lehrer, in dem viel gelesenen Göschenbändchen »Die geistige Situation der Zeit« und in seiner dreibändigen »Philosophie«.

Unter Hitler verlor er seinen Lehrstuhl. An der Seite seiner von den Gesetzen jener Zeit bedrohten Frau blieb er in Heidelberg. Er schwieg, aber wir wußten: er ist da. Nach dem Kriege war er einer der ersten, die wieder sprechen konnten und etwas zu sagen hatten. Das Beginnen, einen demokratischen Rechtsstaat zu schaffen, verdankt seinem Geiste viel an Ermutigung und an Formung. Dann ging er, vielleicht vor allem um seine breit angelegten Werke in Ruhe vollenden zu können, nach Basel. Dort lebte er noch zwanzig Jahre. Immer wieder aber griff er mit dem geschriebenen Wort in die aktuellen Fragen ein, zur Atomwaffe, und zumal zur Demokratie, deren Schicksal in unserem Lande er mit Sorgen verfolgte.

Vernunft und Existenz, diese zwei Worte bezeichnen die Spannung seines Denkens. In Vorlesungen, die er 1935 in Groningen unter diesem Doppeltitel gehalten hat, stellt er sein Denken

im Umriß dar. Er beginnt mit der Erschütterung aller Geborgenheit, aller Hoffnungen des vernünftigen Denkens durch die tiefe Krise, die in den unerträglichen Postulaten Kierkegaards und Nietzsches zum erstenmal sichtbar wurde. »... sie sehen mit einer sie bezwingenden Gewißheit, deutlich bis in die einzelnsten Züge des gegenwärtigen Daseins, was vor sich geht: das Ende eines Jahrtausendlang zusammenhängenden Lebens...«. Er aber folgt ihnen, den großen Ausnahmen, nicht. »Sie entlassen uns, ohne uns ein Ziel zu geben und ohne uns bestimmte Aufgaben zu stellen. Ein jeder kann durch sie nur werden, was er selbst ist. Aber was das in den Nachfolgenden ist, ist bis heute nicht entschieden. Die Frage ist, wie zu leben sei für uns, die wir nicht Ausnahme sind, aber im Blick auf diese Ausnahmen unseren inneren Weg suchen.« Sein eigener Weg ist vielleicht gefaßt in dem Satz: »Voraussetzung ist eine philosophische Haltung, deren Leidenschaft für die Wahrheit in ständiger Selbstergriffenheit der eigenen Existenz doch die Besonnenheit gewinnt, durch unablässig wiederholte Infragestellung die grenzenlose Weite zu erblicken, in der am Ende die Einfachheit des Ursprungs erst wahrhaftig sich zu erkennen geben kann.« Hier ist eine Folge Jasperscher Grundworte: »Leidenschaft für die Wahrheit, Selbstergriffenheit der eigenen Existenz, Besonnenheit, Infragestellung, grenzenlose Weite, Einfachheit des Ursprungs«. Wie steht nun eine solche Philosophie in der Welt? Auch dazu noch ein Zitat aus der selben Schrift: »Das Philosophieren bleibt jedoch wahr nur, solange es seines eigenen unabhängigen und unersetzlichen Ursprungs inne ist. Dieser ist niemals eine soziologische Macht wie Kirchenglaube und Gottlosigkeit. Machtlos vielmehr drängt der Geist der Philosophie aus seinem in jeder Zeit gegenwärtigen Ursprung in die Seelen, diese nur zu sich selbst erweckend und teilnehmen lassend an

einer Wahrheit, die keinen ›Zweck‹ hat, nicht einem Andern dient und es nicht bekämpft.«

Ich ende mit Stellen aus einer späteren Schrift, die seine Forderungen an unsere Zeit enthalten: »Die über alles Politische hinaus liegende Antwort ist längst gegeben und oft wiederholt, seitdem die Propheten des Alten Testaments sie wagten und für immer lehrten. ... Was längst im einzelnen Menschen da war, aber ohnmächtig blieb, ist nun zur Bedingung geworden. Ich glaube nicht übertreibend zu reden. Wer weiter lebt wie bisher, hat nicht begriffen, was droht. Es nur intellektuell zu denken, bedeutet noch nicht, es in die Wirklichkeit seines Lebens aufzunehmen. Ohne Umkehr ist das Leben der Menschheit verloren. Will der Mensch weiterleben, so muß er sich wandeln. Denkt er nur an das Heute, so kommt der Tag, mit dem der Atomkrieg beginnt, durch den wahrscheinlich alles ein Ende hat. Während die politischen Wirkungskräfte nicht weit genug reichen, sehen wir heute noch nichts von einem Wandel der Motive. Der Mensch ist geblieben, wie er immer war: dieselbe Gewaltsamkeit, Rücksichtslosigkeit, Kriegstollkühnheit – und demgegenüber dieselbe Bequemlichkeit, das Nichtsehenwollen, das Ruhebedürfnis und der Mangel voraussehender Sorge bei den Besitzenden, die sich in solchem Zustand stets von kühnen Draufgängern überspielen ließen – dieselbe Unverschämtheit von Erpressungen und Nachgiebigkeit gegenüber solchen Erpressungen –, dasselbe Verstecken aller hinter rechtlichen Argumentationen unter einer nur fiktiven Instanz, die von den einen heimlich verachtet, von den anderen als vermeintliche Sicherung ihrer Bequemlichkeit angesehen wird, und von jedem im entscheidenden Augenblick preisgegeben werden kann. ... Der Wandel geschieht durch jeden Menschen in der Weise, wie er lebt, zuerst in ihm selber. Jede kleine



Handlung, jedes Wort, jedes Verhalten in den Millionen und Milliarden ist wesentlich. Was im Großen vor sich geht, ist nur Symptom dessen, was in der Verborgenheit und von vielen getan wird.«

Das ist Karl Jaspers.



LUDWIG MIES VAN DER ROHE

27. 3. 1886–17. 8. 1969





*Meis van der Rahe*



*Gedenkworte für*

LUDWIG MIES VAN DER ROHE

*von*

*Rudolf Hillebrecht*

---

Ludwig Mies van der Rohe, Mitglied des Ordens seit 1957, starb am 17. August 1969 in Chicago im vierundachtzigsten Lebensjahr.

Wenige Wochen zuvor war Walter Gropius gestorben, gleichfalls in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Boston. Die Namen Gropius und Mies van der Rohe werden in einem Atemzug genannt werden, wenn auf die Frage nach dem deutschen Beitrag zur Entwicklung der Baukunst im zwanzigsten Jahrhundert geantwortet wird. Diese Baukunst wurde nach Jahrzehnten unbefriedigenden Bemühens, Aufgaben ungewohnter und neuer Art, durch Technik und Industrialisierung, Verstädterung und gesellschaftliche Wandlungsprozesse gestellt, mit überlieferten Gestaltungsmitteln lösen zu wollen, als eine »neue« Baukunst empfunden, auch als internationale Baukunst bezeichnet. Daß sie solche Gültigkeit für die alte und die neue

Welt, für den Westen wie den Osten gewonnen hat, ist in hohem Maße dem schöpferischen Wirken von Gropius und Mies van der Rohe zuzuschreiben. Infolgedessen wurde die neue Baukunst im Ausland bisweilen auch als »deutscher Stil« bezeichnet, wobei gewißlich die Anteile anderer Architekten und anderer Länder zu gering geschätzt wurden.

Den maßgeblichen Beitrag, den Gropius und Mies van der Rohe zur Entwicklung der neuen Baukunst geleistet haben, dürfen wir zugleich als den wesentlichen deutschen Beitrag sehen, nicht nur, weil beide ihn noch als Deutsche in ihrem Vaterland erbrachten, sondern vor allem auch, weil beide ihre Herkunft niemals verleugnet haben. Beide begannen ihren künstlerischen Weg vor dem ersten Weltkrieg – mit dem altersbedingten Abstand von drei Jahren – in Berlin und arbeiteten dort gemeinsam im Atelier von Peter Behrens; beide erkannten in einer schneller, umfassender und gründlicher als bisher sich verändernden Umwelt neue Aufgaben für den Architekten und gestalteten für sie neue Raumvorstellungen, Techniken und Formen; beide lösten einander – mit dem Abstand von 1 1/2 Jahren – in der Leitung des Bauhauses ab, jener neuartigen, nach Kooperation und Universalität strebenden Lehrwerkstatt der Künste, die der eine 1919 gründete und der andere 1933 aufzulösen hatte; beide sahen sich zum Verlassen des Vaterlandes gezwungen und beide fanden in den Vereinigten Staaten von Amerika ihre zweite Heimstatt und ihr zweites großes Wirkungsfeld. Ich meine, hier der beiden großen Architekten gedenken zu dürfen, die einander nun im Tode gefolgt sind, auch wenn meine Gedenkworte Mies van der Rohe allein, unserem Ordensmitglied, gewidmet sind.

Ludwig Mies, der als junger Architekt seinem Namen den Geburtsnamen seiner Mutter hinzufügte, entstammte einer Hand-



werkerfamilie. Er wurde am 27. März 1886 als Sohn eines Maurers und Steinmetzen in Aachen geboren und erlernte dort das väterliche Handwerk, das Wissen darum in einer Baugewerbeschule vervollkommend. Auf seine in harter Lehre erworbenen Materialkenntnisse war auch noch der Meister stolz, der bei seinen Arbeiten eine souveräne Beherrschung der Baustoffe in eigenwilliger, überraschender und überzeugender Weise bewiesen hat. Gewiß benutzte er solchen berechtigten Stolz nicht, um damit das Fehlen einer akademischen Ausbildung zu kompensieren, obwohl dieser Umstand ihm manchen Verdruß bereiten sollte; so widerfuhr ihm noch 1956/57 mitten während der Bauzeit seines berühmt gewordenen Seagram-Gebäudes in der New Yorker Park Avenue, daß die Behörden von ihm das nachträgliche Ablegen eines Oberschulexamens verlangten, um ihn als Architekten im Staate New York zulassen zu können. In den Jahren des großen geistigen und künstlerischen Aufbruchs vor dem ersten Weltkrieg spielten Schulung und Praxis in den Ateliers eine größere Rolle als Examina. Tessenow war gelernter Zimmermann; während Heckel und Kirchner, Anführer der »Brücke«-Maler, als Architekturstudenten begonnen hatten, war Peter Behrens von Haus aus Maler gewesen. Bei ihm fanden sich zwischen 1907 und 1910 Gropius, Mies und Le Corbusier zur weiteren Ausbildung, alle drei wohl kaum ahnend, welche Bedeutung sie später erlangen sollten.

Mies war 1905 nach Berlin gekommen und hatte sich als Zeichner bei anderen Architekten, so auch bei Bruno Paul, fortgebildet. Behrens beschäftigte ihn beim Bau der bekannt gewordenen Turbinenhalle für die AEG in Berlin und der Deutschen Botschaft in St. Petersburg, zwei höchst verschiedenen Aufgaben, deren Lösung im ganzen wie im Detail den jungen Mies van der Rohe nachhaltig beeinflußt hat. Formprobleme, mit denen

sich Behrens beschäftigte und im Studium Schinkels auseinandersetzte, interessierten Mies außerordentlich und weitaus mehr als etwa soziale Fragen, auf die seine Ateliergefährten Gropius und Corbusier später wegweisend reagierten.

Wenn Mies nach dem Kriege, den er als Soldat erlebte, in Berlin von 1918–1925 als Vorsitzender der Architekturabteilung innerhalb der »Novembergruppe« tätig wurde, so geschah das weniger oder überhaupt nicht aus einem primär gesellschaftspolitisch bestimmten Engagement – obwohl er das Grabmal für Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht baute – als vielmehr in Wahrnehmung der Chance, die diese Gruppe für die Auseinandersetzung mit künstlerischen Problemen ihm bot. Er nutzte die Ausstellungen der Gruppe, um Studien utopisch erscheinenden Charakters bekannt zu machen wie einen gläsernen Wolkenkratzer, ein aus geziegelten Scheiben gebautes Landhaus, ein Stahlbeton-Bürohaus – sie alle boten neue Themen, neuartige Baukörper, neue Materialien, neue Techniken und neue Formen. Diese Studien erregten Aufsehen weithin, sie machten ihren Verfasser bekannt. Mies bemühte sich sein Leben lang um die stete Verfeinerung und Vervollkommnung der Grundgedanken dieser Studien, die in mannigfachen Abwandlungen die Hauptthemen seiner späteren Arbeiten blieben.

1927 übertrug ihm der Deutsche Werkbund die Leitung der Stuttgarter Ausstellung Weissenhof, die der neuen Baukunst mit ihren neuen Wohn- und Geräteformen, neuen Bau- und Siedlungsformen nicht nur in Deutschland, sondern weit über dessen Grenzen hinaus Geltung verschaffte. Dieser Erfolg war maßgeblich Mies zu verdanken, der klug darauf bedacht gewesen war, an dieser Ausstellung fast alle europäischen Architekten zu beteiligen, die damals durch ihre Beiträge zur Entwicklung der neuen Baukunst Beachtung gefunden hatten.

Der große Wiederhall der Weissenhof-Ausstellung bescherte Mies den Auftrag der Reichsregierung, den deutschen Pavillon für die Weltausstellung 1929 in Barcelona zu bauen. Dieser einzigartige Bau blieb in seiner künstlerischen Qualität und thematischen Aussagekraft unter gleichen oder verwandten Bauaufgaben der Zeit bisher unübertroffen, ist der beste seiner Art, den Deutschland aus solchen Anlässen hervorbrachte und gilt für viele als das schönste Bauwerk dieses Jahrhunderts. Es war ein Kunstwerk in einem bisher nicht gekannten Zusammenwirken von Baukörper und Freiraum, von nicht geschlossenen und doch in sich ruhenden Räumen, von räumlichen Bezügen in einer neuartigen und faszinierenden Komposition, dazu von raffinierten Konstruktionselementen, Materialien und Bearbeitungstechniken, schließlich auch von Möbeln und Gerät, die Mies eigens für diesen Bau entworfen hatte. Es war ein Meisterstück. Obwohl der Pavillon nach Schluß der Ausstellung abgebrochen wurde, hat er durch seine Gesamtkomposition wie durch seine Details die heutige Baukunst entscheidend beeinflusst. Seitdem darf man auch bereits von einer internationalen Mies-Schule sprechen, und sie begründet sich in diesem Pavillon. Seine noblen Möbel werden auch heute noch unverändert begehrt und hergestellt.

Mies wurde danach Direktor des Bauhauses. Er löste es im Herbst 1933 in Berlin auf. 1937 konnte er in den USA Fuß fassen und dort wieder arbeiten.

Gropius und Mies, wieder darf und muß ich beide zusammen nennen, wurden die großen Lehrer des neuen Bauens in der Neuen Welt, Gropius in Cambridge, im Massachusetts Institute of Technology (MIT), Mies in Chicago, im Illinois Institute of Technology (IIT), für das er einen Generalplan entwarf und auch weitgehend ausführte.

Mies hat in seiner neuen Heimat viele Bauten, wenn auch unter manchen Schwierigkeiten und Anfeindungen, errichten können; sie sind weltbekannt geworden. Am bekanntesten und höchst bewundert wurde das Seagram-Gebäude in New York, ein achtunddreißigstöckiges Bürohaus als Turmbau in Stahlskelett-Konstruktion, mit Bronze und Grauglas umwandet, aus der Straßenflucht um etwa 30 m zurückgenommen, eine außergewöhnliche Repräsentation dadurch gewinnend. In diesem 1958 fertig gewordenen Gebäude stellt sich die Architektur des modernen Stahlskelettbbaus als Stilform, an der Mies sein Leben lang konsequent arbeitete, sicherlich in letzter Vollkommenheit und äußerster Vollendung dar. Eine weitere Verfeinerung erscheint nicht mehr denkbar. Das Konstruktionsprinzip hat durch Gestaltungselemente, die den Materialstrukturen abgewonnen sind, und durch deren disziplinierte Verwendung eine geistige und künstlerische Überhöhung erfahren, die Sinn der Architektur ist. Nachdem Mies bereits 1953 einer Einladung der Stadt Mannheim zum Wettbewerb für ein neues Schauspielhaus gefolgt war – sein Entwurf wurde nicht verwirklicht – konnte er endlich 1969 die Vollendung eines großen Bauwerks wieder in Deutschland erleben, zu seiner besonderen Freude in Berlin, dem Ort seines ersten selbständigen Arbeitens sechzig Jahre zuvor. Der Museumsbau für die Kunst des 20. Jahrhunderts, mit der er aktiv verbunden war, die Neue Nationalgalerie, stellt sich uns nicht nur als seine letzte Arbeit, sondern auch als Schlußformulierung in der thematischen Reihe von solitären Baukörpern dar, deren Gestaltbarkeit ihn Jahrzehnte hindurch beschäftigt hatte. Daß dieses Bauwerk, universal konzipiert und auf den Wandel aller Nutzungsarten bewußt angelegt, den Funktionsansprüchen des Museums nicht in idealer Weise gerecht wird, solche Kritik konnte Mies nicht treffen; im Gegen-

satz zu dem Leitmotiv der Architektur seiner Zeit »form follows function«, vertrat er stets die These, daß die Eignung eines Gebäudes für wechselnde Nutzungen die wichtigste Aufgabe sei, erfüllbar nur durch das »universale Gebäude«, das auf keine spezifischen Funktionen hin entworfen ist.

Hierin unterscheidet sich Mies also grundsätzlich von den anderen großen Gestaltern der neuen Baukunst. Schon vor zehn Jahren wurde in solchem Zusammenhang in einer amerikanischen biographischen Studie<sup>1</sup> eine Beziehung zwischen Mies und Schinkel hergestellt, auch darauf hingewiesen, daß Mies sich bei Behrens fortbildete, als dieser sich höchst intensiv um ein Weiterführen schinkelscher Formvorstellungen und ästhetischer Grundlagen bemühte. In der Tat scheint Mies im Vergleich zu Corbusier, Gropius oder Wright eher diszipliniert eine lange Entwicklung klassischer Ordnungsvorstellungen mit modernen Mitteln der Gestaltung zu vollenden als revolutionär eine neue Entwicklung einzuleiten. So mag denn auch ein besonderer Reiz darin gesehen werden, daß uns sein Museumsbau als letztes Werk des Meisters gerade in Berlin geschenkt wurde, wo das Alte Museum von Schinkel uns glücklicherweise erhalten geblieben ist.

In Berlin traf ich 1967 zum letzten Mal mit Mies zusammen, als der Viel- und Hochgeehrte eine Auszeichnung durch den Bund Deutscher Architekten entgegennahm. Wir erlebten ihn dort in einem einzigartigen Kreis von Altersgefährten: Mary Wigman, Bruno Paul und Max Taut – im Gespräch, das er liebte, während er Reden und Schreiben scheute, im Gespräch zu später Stunde, die Mies van der Rohes Stunde war: er war Rheinländer geblieben.

<sup>1</sup> Peter Blake, *The Masterbuilders*, New York: Knopf 1960.



REDE VON  
CARL ZUCKMAYER





CARL ZUCKMAYER

DIE BRÜDER GRIMM

Ein deutscher Beitrag zur Humanität

---

*I. Von der Stille und von der Andacht zum Unbedeutenden,  
vom Werk und vom Leben*

»Das ist das Erste, was mir in Erinnerung tritt, wenn ich meines Vaters oder Onkels gedenke, dass Stille ihr eigentliches Element war«. (HERMAN GRIMM)

Stille ist über die Landschaft ihres Lebens gebreitet, wie der leichte Nebel eines Frühherbstmorgens, der einen Tag vollkommener Klarheit heraufbringt. Stille – nicht Schweigen. Es ist jene Stille, die die leisen Dinge beredt macht, das Verklungene nachschwingen läßt. Das Kullern eines Bachs, das Brechen eines Zweigs, das Knistern welker Blätter, in der Stille der Nacht oder des Nebels ist jeder kleine Laut von einer tieferen Spannung erfüllt. Es ist nicht Grabes-Ruhe, nicht Todesstille, es ist die Abgestimmtheit der belebten Welt, die Stille der Werk-

statt, der Arbeit, der tätigen Versenkung. Ein Holz knackt im Ofen. Ein zahmer Vogel zwitschert. Eine Fliege summt. Die natürlichen Geräusche wirken am Wesen der Stille mit, machen sie dichter, und drängen sich nicht in ihren inneren Kreis. »Nur das Kritzen der Feder war zu hören«, erinnert sich Wilhelm Grimms Sohn an die Arbeitsstuben der Brüder, »oder bei Jacob manchmal ein leises Hüsteln. Die Züge des einen wie des anderen waren immer in leiser Bewegung. Die Brauen hoben oder senkten sich. Zuweilen blickten sie in die leere Luft. Manchmal standen sie auf, nahmen ein Buch heraus, und blätterten darin. Ich hätte nicht für möglich gehalten, dass jemand es wagte, diese heilige Stille zu stören.«

Das Leben der Brüder Grimm – von dem man mit Recht in der Einzahl sprechen kann, denn sie haben wirklich aus ihren beiden Leben ein einziges gemacht – verlief nicht immer in sogenannten ruhigen Zeiten. In ihre Jugend fielen die französische Revolution, der Machtaufstieg Napoleons, die Unterwerfung Europas, die Befreiungskriege. In ihr nahendes Alter die Vorkriege, Rückschläge und Nachwehen des Jahres Achtundvierzig. Der Inhalt ihres Lebens, ihr Werk, scheint davon kaum beeinflusst. Sie bauten daran mit einer leidenschaftlichen Unbeirrbarkeit, für die das Wesen der Zeit in jener aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewirkten Stille vollständig verschmolzen ist.

Die Brüder Grimm versteckten sich nicht und wichen der Welt nicht aus, auch nicht ihrer Zeit oder der Wirklichkeit, aber die Wirklichkeit bestand für sie lediglich im Sinn und im Resultat ihrer Arbeit, für deren Anerkennung und Ausstrahlung sie immer kämpften. Jede äußere Form der Publizität empfanden sie nur als ärgerliche Störung, sie hatten auch kein Bedürfnis nach Lehrtätigkeit und nahmen nur widerwillig und aus Gründen

der Existenz Universitätsstellungen an. »Das Auftreten zu bestimmten Stunden auf dem Katheder«, schreibt Jacob Grimm, als er sich der Göttinger Professur nicht erwehren kann, »hat etwas Theatralisches und ist mir zuwider.«

Noch mehr zuwider war beiden jede Art von Ortsveränderung. Sie hingen an ihrer engsten Heimat, im »Hessischen«, wie die Katzen am Haus. Von Hanau nach Steinau, wohin ihre Eltern mit den sechs kleinen Kindern übersiedelten, war es auch damals kaum ein paar Stunden Kutschenfahrt, Landschaft und Leute, selbst der Dialekt fast gleich. Dabei erzählt einer der Brüder, wie er in der Steinauer Kirche die Augen schloß und davon träumte, daß er nach dem Gottesdienst hinaustrete und wieder in Hanau sei. Er stellte sich auch vor, daß draußen sein in Hanau verstorbener Großvater stehen und ihn ansprechen werde, was ihm weder unheimlich noch erstaunlich vorkam. Im Land der eignen Geburt bleiben die Toten lebendig. Und viele Auswanderer, zu allen Zeiten, haben sich schwerer von den Gräbern der Heimat getrennt als von den Lebenden.

Jacob und Wilhelm waren die beiden ältesten von sechs Geschwistern, Jacob nur ein Jahr früher als der Bruder geboren. Der Vater, Advokat und Stadtschreiber, starb in ihrer Knabenzeit, und da die Familie in dem kleinen Ort Steinau von der Witwenpension zehren mußte, kamen sie zur Gymnasialausbildung nach Kassel. Die Verbundenheit der beiden Brüder hat etwas fast Unbegreifliches, ihre Äußerungen haben die zärtliche Leidenschaft von Liebenden. »Wie Du weggingst«, schreibt Wilhelm, als Jacob Grimm von seinem Lehrer Savigny nach Paris berufen war, »da glaubte ich, es würde mein Herz zerreißen, ich konnte es nicht ausstehen, gewiss, Du weisst nicht, wie lieb ich Dich habe.«

»Lieber Wilhelm«, antwortet Jacob, »wir wollen uns einmal

nie trennen, und gesetzt, man wollte einen anderswohin tun, so müsste der andere gleich aufsagen. Wir sind nun diese Gemeinschaft so gewohnt, dass mich schon das Vereinzeln zum Tode betrüben könnte.«

Damals war der eine zwanzig, der andere neunzehn. Und das Merkwürdige ist, daß sie den Entschluß zu dieser untrennbaren Gemeinschaft auch wirklich durch ihr ganzes Leben durchgeführt haben. Jacob, der Stärkere und Bedeutendere in seinem wissenschaftlichen Werk, blieb unverheiratet, und es ist nicht bekannt, auch nicht wahrscheinlich, daß es in seinem Leben irgendeine andere menschliche Beziehung von einigem Belang gegeben hat als die der verwandtschaftlichen Liebe und der geistig beschwingten Freundschaft. Dabei war er in seinen Lebensäußerungen durchaus das, was wir einen »normalen Menschen« nennen würden, vielleicht mit gewissen hypochondrischen Zügen, aber ohne verbiegende, verzerrende oder gar krankhafte Merkmale, noch nicht einmal ein Sonderling. Wilhelm, auch gesundheitlich, körperlich zarter veranlagt, durch lange Krankheits- und Leidensjahre in seiner Jünglingszeit geprüft und verinnerlicht, mehr kontemplativ und dichterisch gestimmt als der in seiner Leistung und Selbstbegrenzung gigantische Bruder, hat mit neununddreißig Jahren geheiratet, eine glückliche Ehe geführt und drei Söhne bekommen, von denen der erste im Säuglingsalter starb.

Und während der ganzen Zeit dieser Ehe, bis zu Wilhelms Tod, hat Jacob immerfort mit dem Bruder gelebt, im selben Haus, am selben Eßtisch, Arbeitsstube an Arbeitsstube oder manchmal zusammen im gleichen Raum, ohne daß sich, nach dem Zeugnis der Söhne, jemals der geringste Mißton, die leiseste Schwierigkeit oder Problematik aus dieser seltenen Symbiose ergab. Auch in ihren Gewohnheiten und Neigungen wiesen die Brüder un-

gewöhnliche Konformitäten auf, und ihre kleinen unterschiedlichen Vorlieben bezogen sich hauptsächlich auf die Farbtöne des Geschmacklichen, die Lieblingsblume, die Liebesspeise, die verschiedenen Mineralien, denen sie als Briefbeschwerer auf ihrem Schreibtisch den Vorzug gaben – Jacob liebte Muschelkalk, Wilhelm Bergkristall –, und wenn man genau hinschaut, so hätte es kaum umgekehrt sein können. Nur in einem Punkt differierten sie beträchtlich, der in der Schilderung des Sohnes recht erheiternd klingt, nämlich im Tempo ihrer geliebten Spaziergänge. »Wilhelm ging langsam, Jacob rasch«, schreibt Herman Grimm, »zusammen sind sie so nie gegangen.«

Aber Jacob beschreibt in seiner Rede über das Alter die große Freude, die er jedesmal auf seinen Wegen durch den Berliner Tiergarten empfand, wenn ihm aus der anderen Richtung der auch schon weißköpfige Bruder begegnete, und sie schweigend, nur sich zunicke, aneinander vorüberschritten. Wilhelm langsam, Jacob rasch. In ihrer äußeren Erscheinung waren sie recht verschieden, Jacob robuster und kräftiger, und es scheint ganz natürlich, daß der physisch zartere, in seiner Jugend durch ein chronisches Asthma und schweres, qualvolles Herzleiden jahrelang mit der Todesnähe vertraute Wilhelm in seinem Temperament mehr Ausgeglichenheit und Harmonie aufwies und auch mehr zur Heiterkeit, zu Spaß, Ulk und Unfug neigte. Das Verständnissvolle, Hilfsreiche, Hellhörige ist ein Hauptzug seines Wesens, auch seines Schaffens, als dessen reinsten, dichterischen Niederschlag wir die Vorrede zu der zweiten Ausgabe der »Märchen« erkennen werden. »Ich glaube, er wäre ein sehr guter Arzt geworden«, sagt Jacob von ihm, »ich ein schlechter, zur Not ein leidlicher Botaniker.« Jacob war, in jeder Beziehung, von härterem Stoff und schwererem Kaliber. Das gewaltige Werk, das er als Sprachforscher hinterlassen hat, türmt sich

in Blöcken und Quadern. Sein ganzes Dasein war diesem Werk untergeordnet und verschworen, alle seine Lebensäußerungen weisen darauf hin. Schon als Student zeigte er brillante Fähigkeiten, fast spielend, absichtslos und mehr durch Zufall glitt er gleich nach absolviertem Studium in die diplomatische Laufbahn, die er aber bei erster Gelegenheit für einen schlecht bezahlten, jedoch durch ausreichende Freizeit zu privaten Studien verlockenden Bibliothekarposten aufgab. Die Staatskarriere lag ihm nicht, sie war ihm sogar zuwider, weil man dabei, wie er sich ausdrückte, zu viele langweilige Menschen kennen lernen muß. Dabei nahm er nicht nur an allen geistigen und wissenschaftlichen, sondern auch an den politischen Ereignissen und Entwicklungen seiner Zeit den lebhaftesten Anteil, ja, er wurde einmal in seinem Leben, wenn auch in temperierter Form, zum politisch Verfolgten, zum kämpferischen Zeugen für Gewissensfreiheit und bürgerliches Rechtsgefühl, und in seinem Alter wurde er ins Frankfurter Parlament des Jahres 48 gewählt, an dessen unglücklichen Redeschlachten er sich allerdings nie beteiligte. Wenn er öffentlich sprach, dann über ein ganz bestimmtes Thema, einen fest umrissenen Stoff, zu dem er Konkretes, Exaktes, Durchdachtes und gründlich Erarbeitetes vorzubringen hatte. Im Parlament das Wort zu ergreifen oder sich an Debatten und Diskussionen zu beteiligen, entsprach nicht seiner Art. Aber, so schreibt ein anderer Parlamentsteilnehmer über ihn, »er wusste so beredt zuzuhören«.

Wie manche zur Erfüllung einer bedeutenden Aufgabe, zur Vollendung eines ungewöhnlichen Werks ausersehene Persönlichkeit, trug er an diesem inneren Ruf, der an ihn ergangen war, wie an einer nie ganz abzuwerfenden Last.

»Ich bin still, einseitig und oft traurig«, schreibt Jacob Grimm von sich selbst. »Für glücklich halte ich mich nicht, allein Gott

hat mir im Grund ein heiteres Gemüt gegeben, das gleich wieder ausmauert, wo es Risse und Lücken setzt.« – »Meine Eltern sind mir früh gestorben«, heißt es ein andermal, »und ich habe auch sonst wenig in der Welt, zu dem ich über Berg und Tal reisen möchte.« Er hatte viel, wozu er nicht zu reisen brauchte. Er hatte die Brüderschaft, die Schaffensgnade und die Begeisterung.

Was die Brüder Grimm geschaffen und uns vermacht haben, geht weit über das Literarhistorische oder Philologische hinaus.

Das Herrliche und Produktive für einen heutigen Schriftsteller, der sich mit ihrem Werk befaßt, ist eben dieser völlige Mangel an abstrahierender Didaktik, und diese fortwährende Bezogenheit auf die Dinge, die Sachen, das lebendige Menschentum. »Sprachforschung, der ich anhängen und von der ich ausgehen«, schreibt Jacob Grimm, »hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, dass ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre. Ich wollte nicht bloss Häuser bauen, sondern auch darin wohnen.« In der »Geschichte der deutschen Sprache«, 1848 erschienen, also schon einen Großteil seiner Lebensarbeit umfassend, erklärt Grimm die Methode der »linguistischen Archäologie« und sagt dabei, daß der »Gebrauch des selben Wortes unter verschiedenen Völkern den Bestand einer Sache beweist, in einer Zeit, da sie die wenig unterschiedenen Dialekte einer ältesten Ursprache redeten«. Diese Bezogenheit auf die »Sachen« ist das Lebenselement der Grimm'schen Etymologie, aber sie verleiht auch ihrer deutschen Grammatik, ihrer Lautlehre und Formenlehre der germanischen und nordischen Sprachen, die jeweils sprachvergleichend im weitesten Sinne wirkt, und endlich dem »Deutschen Wörterbuch« ihre Körperhaftigkeit, ihre Dichte und ihre Durchblutung. Das

heißt, um es allgemeiner zu sagen, die Anschauung der Brüder Grimm, auch im Rein-Wissenschaftlichen, ist immer dichterisch gestimmt, sie zieht das Unerschöpflich-Vielfältige der irdischen Erscheinungen, der Gottnatur, wie auch das Unlogische und Unauslotbare der Menschenseele und ihrer abwegigen, doch niemals sinnlosen Spiele, in ihre Betrachtungsweise mit ein, und sie selbst nannten ihre Liebe zum Irdisch-Mikrokosmischen, zum Erspüren des großen Waltens in den kleinsten und nächsten Dingen, die mannhafteste Demut auch, mit der sie immer in den Grenzen ihrer Gaben und des Erreichbaren zu bleiben wußten, mit einem erleuchtenden Goethewort: die »Andacht zum Unbedeutenden«.

Gerade daraus aber erwuchs ihnen der Mut und die Berechtigung zum wahrhaft Bedeutenden, zu einer übergeordneten und distanzierten Betrachtung von Umwelt und Mitwelt, Zeit und Leben, aber auch der Edel-Mut einer inneren Haltung, die das Menschliche in jeder Erscheinung und noch im kritischen Betracht mit den Augen der Güte, des Verstehens und der Brüderlichkeit, des Mit-Leidens und auch der Mit-Freude anblickt. »Mir widersteht die hoffärtige Ansicht«, schreibt Jacob Grimm in seiner Vorrede zur »Deutschen Mythologie« (1835), »das Leben ganzer Jahrhunderte sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreulicher Barbarei ... In alle, auch die verschrieensten Weltalter wird ein Segen von Glück und Heil gefallen sein ...«

Was für ein Trost liegt in diesem Satz für uns Heutige, die wir doch zweifellos in einem jener »verschrieensten Weltalter« beheimatet sind.

»Gerecht gestimmt« zu sein, gegenüber Zeitaltern und Völkern, Denkmälern und Erscheinungen, Dingen und Menschen, ist der Brüder Grimm immerwährendes Bestreben. Hier liegt



ihr unvergänglicher Beitrag zu einer Humanität, die nicht nur das Humanitäre als ethisches Ideal, sondern das Gesamt-Menschliche in seiner wechselseitigen Beziehung zum Welt-Ganzen, das heißt: zum Göttlichen, umschließt, den kreatürlichen Zusammenhang wieder herstellend, die liebende Ehrfurcht vor jedem einzelnen Leben als Leitstern und Grundlage allen Handelns anerkennend, und in deren Thronerhebung unsre einzige Hoffnung, Friedenshoffnung, Zukunftshoffnung versammelt ist.

## *II. Von Poesie und Recht*

»Poesie und Recht«, sagt Jacob Grimm in den Anmerkungen zu einem seiner reifsten und männlichsten Werke, den »Deutschen Rechtsaltertümern«, »sind gemeinsamen Ursprungs«.

Indem er dem dichterischen Ausdruck, den bildhaften und sinnbildlichen Wortschaffungen in den Formeln der altdeutschen Rechts-Sprache, den Weistümern nachspürt, erkennt und beweist er immer klarer, daß der ursprüngliche Antrieb zur Dichtung dem zur Schaffung einer gültigen Rechts-Sprechung, also einer sittlichen Ordnung innerhalb der Gesellschaft, gleichzusetzen ist, ja, daß beide, in seinen Worten, »aus einem Bett miteinander aufgestanden waren«.

Das Bewußtsein einer dem Recht, als der Grundlage aller Gesittung, innewohnenden künstlerischen Formkraft, die Überzeugung, daß Recht, wenn es einmal Spruch und Satz geworden, beschworen und sanktioniert ist, nicht gebeugt und gebrochen werden kann, geht nicht nur als ein mächtiger Zug durch das gesamte Werk der Brüder Grimm, sondern auch durch ihr persönliches Leben.

So ist auch jener aufwühlende Göttinger Zwischenfall, den Jacob Grimm selbst so empfand, »wie wenn ein Wetterstrahl sein stilles Haus getroffen hätte«, und der ihn fast zum politischen Märtyrer gemacht hatte, mehr aus verletztem Rechtsempfinden als aus politischen Affekten zu erklären. Das Leben der Brüder war bis dahin in verhältnismäßig ruhigen Bahnen verlaufen.

Sie wirkten gemeinsam in Kassel an der staatlichen Bibliothek, nachdem Jacob die diplomatische Laufbahn endgültig aufgegeben hatte, unter dem regierenden Kurfürsten. Ihre literarischen Arbeiten und Publikationen, zu denen ihnen die Bibliothekartätigkeit Muße und Studienfreiheit ließ, verschafften ihnen in der gelehrten und gebildeten Welt rasch wachsende Anerkennung. Diese Anerkennung fanden sie wohl in den Kreisen ihrer bedeutendsten Zeitgenossen, aber keineswegs bei ihrem Landesherrn und Brotgeber, der ein recht engstirniger Mensch gewesen sein muß. Schon in dem Anstellungsdekret, das er den Brüdern ausstellte, drückte er – offenbar von Zwischenträgern beeinflusst – den Wunsch oder die Mahnung aus, »dass gedachte bei der Bibliothek angestellt Werdende mehr für die Bibliothek selbst als für sich selbst arbeiten«. So mäßig wie sein Kanzlei-Deutsch blieb auch weiterhin sein Einschätzungsvermögen für die Bedeutung der von ihm angestellt Gewordenen. Er hatte das Gefühl, sie studierten, produzierten, publizierten gleichsam auf seine Kosten – er wollte unauffällig pedantische aber keine genialen oder berühmten Bibliothekare. So wurden sie bei Beförderungen und Gehaltszulagen übergangen, zurückgesetzt, in subalternen Stellung gehalten. Trotzdem wären die Brüder Grimm lieber in ihrer gewohnten Umgebung geblieben als sich einer Ortsveränderung zu unterziehen, aber Wilhelm hatte inzwischen eine Familie gegründet, und die daraus erwachsenen Existenzsorgen zusammen mit dem Drängen der Freunde be-

wogen sie schließlich, gemeinsam einen ehrenden Antrag an die Göttinger Universität anzunehmen.

Anfänglich behagte es ihnen gar nicht in Göttingen, zumal Wilhelm wieder eine schwere Krankheit zu überstehen hatte. »Die hiesige Lebensart will mir nicht recht schmecken«, schreibt Jacob 1830. »In Kassel war vom Kurfürsten abgesehen alles für unsere Natur und Arbeiten günstiger. Es sieht mich hier fremd an aus allen Gassen, und ich möchte manchmal auf und davon.«

Mit der Zeit aber verlor sich wohl das Fremde, die lebendige Resonanz und Anerkennung bei Hörern und Berufsfreunden, die immer stärkere Bindung an einen Kreis geistig regsamer, zum Teil bedeutender Persönlichkeiten mag das ihrige dazu beigetragen haben, daß man in Göttingen allmählich anwuchs und sich sogar zu Hause fühlte.

Da fiel der Wetterstrahl, der sie aus diesem neu gewonnenen Boden wieder herausriß.

Im Jahre 1837 starb König Wilhelm der Vierte von England, und der Herzog Ernst August von Cumberland wurde König des Staates Hannover, zu dem Göttingen damals gehörte. Hannover aber hatte im Jahre 1833 eine im Licht der damaligen Epoche ziemlich liberale Verfassung bekommen. Dem neuen König nun gefiel diese Verfassung nicht, sie schien ihm seine absolutistischen Rechte zu sehr zu schmälern, und von einem Tag auf den anderen stürzte er sie um. Alle Staatsangestellten, also auch die Göttinger Professoren, hatten den Eid auf die Verfassung abgelegt. Nun forderte der König sie auf, diesen Eid kurzerhand zu brechen. Die Zumutung dieses Eidbruchs war es, viel mehr als der eigentliche Inhalt der umgestürzten Verfassung, die dem Rechtsempfinden der Brüder Grimm unerträglich erschien.

Hier liegt das Beispielhafte in der Aktion dieser »Göttinger Sieben«, denn außer Jacob und Wilhelm Grimm waren es nur noch fünf, darunter Dahlmann und Gervinus, die den Mut hatten, ihre Existenz für ein moralisches Prinzip aufs Spiel zu setzen. Für damalige Umstände und Anschauungen war es keine Kleinigkeit, aus einer Universitätsstellung fristlos entlassen und des Landes verwiesen zu werden, auch wenn das Nachbarland keine Tagereise entfernt war. Jacob Grimm, als einer der Rädels- und Wortführer, mußte innerhalb von drei Tagen, unter Androhung von Freiheitsstrafe, mit einem Zwangspaß über die Grenze, die er bei Witzenhausen überschritt, um sich ins Kurhessische und ins angestammte Kassel zurück zu begeben. Dort aber, an der Grenze des Königreichs Hannover, das er in Schimpf und Schande verlassen mußte, erwarteten ihn hunderte von Studenten an der Werrabrücke, spannten ihm die Pferde aus und zogen seinen Wagen bis zum Schlagbaum, wo sie ihm eine enthusiastische Abschiedskundgebung bereiteten.

Wilhelm, dem man noch Zeit gelassen hatte, seinen Hausstand aufzulösen, folgte ihm einige Wochen später mit seiner Familie ins Exil. Nun saßen sie wieder in Kassel, ohne Einkommen und ohne Ersparnisse. Sie brachten sich mit den Erträgnissen ihrer publizistischen Arbeit mühsam durch, und aus dieser Zeit stammt der ihnen wohl hauptsächlich aus Unterstützungsgründen zuteil gewordene Auftrag zur Schaffung und Herausgabe des »Deutschen Wörterbuchs«, unter dessen Last sie denn auch für den Rest ihres Lebens weidlich seufzten.

»Wie wenn Tage lang feine dichte Flocken vom Himmel niederfallen«, klagt Jacob einmal über die aufgezwungene Arbeit am Wörterbuch, »bald die ganze Gegend in unermesslichem Schnee zugedeckt liegt, werde ich von der Masse aus allen Ecken und Ritzen auf mich andringender Wörter gleichsam einge-

schneit. Zuweilen möchte ich mich erheben und alles wieder abschütteln.«

Wilhelm, dem nicht Jacobs fast barbarische, physische Arbeitskraft verliehen war, übernahm davon nur den Buchstaben D, Jacob bearbeitete A, B, C, E und F. Bei der Arbeit an dem Artikel Frucht, dem Wort der vollendeten Reife, starb Jacob Grimm, es ward seine letzte Ernte.

### *III. Vom lebendigen Quell*

An der Schwelle von Leben und Werk aber, schon in den gemeinsamen Studienjahren begonnen, steht die Sammlung und Herausgabe der »Kinder- und Hausmärchen«, womit die Brüder Grimm nicht nur der deutschen, sondern der gesamten lesenden Welt einen unvergleichlichen Besitz, den lebendigsten Quell ursprünglicher Volks-Phantasie erschlossen haben. Mir scheint es besonders zaubervoll, daß ein so streng gefügtes Lebenswerk gleichsam mit dem Verspieltesten, Verträumtesten, Mutwilligsten und Sprunghaftesten beginnt. Aber es fügt sich durchaus und geradezu zwangsläufig in die Gesetzlichkeit ihres Werkbaus. Von Anfang bis Ende kennzeichnet das Schöpfen aus dem frischen Quell, das Sammeln, Sichten und Deuten autochthoner Sprachdenkmäler und unverbildeter Bestände, diesen Werkbau, der auf den Grundpfeilern Poesie und Recht, Volk und Ursprung, unablässig und in einer kaum begreiflichen Vielfalt, zu einem überragenden Gebäude wächst.

»Von der Volkssage«, schreibt Jacob Grimm in seiner Einführung zur »Deutschen Mythologie«, »werden mit gutem Grunde die Märchen abgesondert... Das Märchen fliegt, die Sage geht. Das Märchen kann frei aus der Phantasie schöpfen, die Sage hat

eine halb historische Beglaubigung. Wie das Märchen zur Sage, steht die Sage selbst zur Geschichte, und, lässt sich hinzufügen, die Geschichte zu der Wirklichkeit des Lebens. Im wirklichen Dasein sind alle Umrisse scharf, hell und sicher, die sich im Bild der Geschichte stufenweis erweichen und dunkler färben...«

Mit der Sammlung der Märchen und ihrer Deutung durch Wilhelm Grimm wurde ein Geniegriff in die Tiefe und in den Grund allen menschlichen Fabulierens und seiner heimlichen Sinngebung getan. Der Märchenquell steigt aus der Völkerkindheit. Darum ist Amerika, das weiße Amerika, ein Land ohne Märchen. Sein Volk hatte keine Kindheit, es ist nicht dort geboren, es hat eine neue Kindheit begonnen auf selbstgewähltem Boden, der ihm nicht Mutter-Schoß, nicht Schöpfer-Vater gewesen ist. Denn es kamen zuerst Erwachsene, und sogar im Bewußtsein Erwachsene, mit einer eigenen Idee, einer Anschauung, einer Religion und deren geprägten Formen, mit ihren Legenden, Märchen, Liedern, Sprüchen, sozusagen im Gepäck, zum Vergessen und zum Bewahren. Das Mitgebrachte blieb ihnen zeitweilig erhalten wie eine Tracht, aber nicht wie eine eingewurzelte und weiterwachsende Überlieferung. Sie wurden nicht von einem Land erzeugt und getragen, sondern sie nahmen ein Land in Besitz, oder auch in Obhut. Das Land ist die Tochter, es erzählt ihnen keine Märchen, es fragt, und macht sie fragen. Was in dem Land selbst lebendig war, an Geisterstimmen, Elfenraunen, furchtsamem oder fürchtebanndem Geflüster aus den Urtagen der Erinnerung, verschwand mit dem Leben seiner Eingeborenen. Darum atmet die amerikanische Landschaft in ihrer großartigen und wilden Jungfräulichkeit, in ihrer herrlichen Vielfalt und Weite, immer eine gewisse Trauer oder Melancholie. Das neue weiße Volk aber, das keine Kindheit hatte, schuf sich seine eigene Legende, lebte

seine eigene Sage, träumt seinen eigenen, unbewußten Märchentraum, aus dem Rausch jener Weite, jener Unermeßlichkeit, die es zu erschließen, zu durchmessen, zu bemeistern gilt. Da ist kein Platz für das Wuchern und Treiben der Erinnerung, das Schweben und Keimen der Ahnung, wie es in der europäischen Völkerseele daheim ist. Hier, wo wir geboren wurden und unsere Märchen ersponnen sind, hat einmal unsere Urväter die Flut bedroht, ein Bergrutsch verschüttet, das Ungeheuer verfolgt. Katastrophen des Kosmos und der Erde, Untergehen und Überleben oder Neu-Erstehen, durchbeben die Erinnerung. Chthonisch-Tellurisches Erinnern und Ahnen bildet die Tiefenschicht von Mythen, Sagen, Märchen, – die immer schwebende kosmische Katastrophe dämmert in der dualistischen Menschenseele.

Die Grimmsche Märchensammlung, und Wilhelm Grimms Deutung, gibt uns gleichsam den goldenen Schnitt, der die geheime Ausgewichtung, das unabänderliche Verhältnis zwischen Gott, Natur und Mensch in kindlicher Bildkraft aufleuchten läßt.

#### *IV. Vom Ursprung der Sprache, von der Brüderschaft und von der Begeisterung*

Die Suche nach dem Ursprung bestimmt den Grundzug allen menschlichen Forschens.

Ein Sprachforscher von der geistigen Bedeutung Jacob Grimms mußte als unerläßlich empfinden, die Frage nach dem Ursprung der Sprache überhaupt aufzuwerfen, durch deren Besitz und Gebrauch sich das menschliche Geschlecht wie durch keine andere Äußerung entscheidend von allen übrigen Geschöpfen abhebt.

Seine Untersuchung »Über den Ursprung der Sprache« (1851), in die geschlossene Form einer Rede zusammengefaßt und verdichtet, zeigt ihn auf der Höhe seiner Lebensarbeit.

Älter als alle uns überlieferten Sprachdenkmäler, ist doch die Sprache schon in ihren Anfängen, in ihrer Urbedeutung, mehr als ein bloßes Mittel der Verständigung. Dazu genügte der Laut, wie er fast allen höheren Tieren, von den Insekten bis zu den Menschenaffen, in vielfachen Abwandlungen und Modulationen zur Verfügung steht.

Sprache beginnt mit der Namengebung. Mit der Benennung der Person oder der Sache, deren die Person sich bedient, die sie »erkennt«. Sie fällt also im Ursprung zusammen mit der Bewußtwerdung des Einzelwesens überhaupt, mit der Geburt des Individuums, mit dem Vorgang des Denkens.

Das Denken der Brüder Grimm ist wohl im Sinn ihres Jahrhunderts vielfach chronologisch bestimmt, ihre Anschauung aber sprengt die beengende Kausalkette und wird, in unserem Sinn, universal, indem sie statt der abstrakten Logik allen Gestalten und Erscheinungen immer eine konkrete, aufs Lebensganze gerichtete Zielhaftigkeit beimißt.

In ihrer Laut- und Formenlehre, Grammatik, Etymologie, erfassen sie die Sprache biologisch und metaphysisch, in ihrer Deutung ältesten Sprachgutes erschließen sie Urgeschichte, Urlandschaft der menschlichen Seele. »Das innere Gewebe der Sprache in seiner Schönheit und Fülle aufzudecken« bezeichnet Jacob Grimm als seine Aufgabe, dabei aber stets »auf den Geist der Sprachdenkmale hingewandt zu bleiben, denn der Sprache noch so gewaltige äußere Erscheinung und Form ist stets einem geistigen Ziele dienend.« Und wenn Grimm das Wort »Sprachgeist« anwendet, so meint er damit nichts, was der Idee eines abstrakten Weltgeistes oder einer absoluten ratio verwandt



wäre, sondern den die Sprache bildenden, selbst aus höherem Einstrom gebildeten Menschengestalt.

»Auch die erstaunende Heilkraft der Sprache«, schreibt Grimm, »womit erlittenen Schaden sie schnell verwächst und wieder ausgleicht, scheint die der mächtigen Natur überhaupt, und nicht anders als diese versteht sich die Sprache darauf, mit geringen Mitteln auszureichen und volles Haus zu halten: denn sie spart ohne zu geizen, sie gibt reichlich aus und vergeudet nie!«

Nichts in der Sprache, wie in der ganzen, sie gleichsam auf den Schoß nehmenden Natur, geschieht umsonst.

Jeder Laut hat seinen natürlichen, im Organ, das ihn hervorbringt, gegründeten und zur Anwendung kommenden Gehalt. Von den Vokalen hält a die reine Mitte, i Höhe, u Tiefe; a ist rein und starr, i und u sind flüssig und der Konsonantierung fähig.

»Hebel aller Wörter scheinen pronomina und verba. Das pronomen ist nicht bloß, wie sein Name könnte glauben machen, Vertreter des nomens, sondern geradezu Beginn und Anfang allen nomens. Wie das Kind, dessen Denkvermögen wach geworden ist, »ICH« ausspricht, so finde ich auch im Jadschurveda ausdrücklich anerkannt, daß das ursprüngliche Wesen »ICH BIN ICH« spreche, und der Mensch, wenn er gerufen werde, »ICH BIN ES« antworte.«

Die größte und eigentliche Kraft der Sprache liegt im verbum. Alle Verbalwurzeln enthalten sinnliche Vorstellungen, aus welchen unmittelbar auch analoge und abstrakte knospen und sich erschließen konnten, wie z. B. dem Begriff des Atmens der des Lebens, dem des Ausatmens der des Sterbens entspringt. Es ist ein folgenschwerer Satz, daß Licht und Schall aus den selben Wurzeln stammen!

Wie kaum in einem seiner anderen Werke, und fast nie sonst

in seiner strengen, nüchternen Schreibart, wird Grimm in dieser Rede von einem seherischen Impuls begeistert, der ihn solch ahnungsvolle Gedanken wie den der Ursprungseinheit von Licht und Schall, solch tief gegründete Begriffe wie den der wechselseitigen Durchdringung von Notwendigkeit und Freiheit, die alles menschliche Schicksal und Werk bestimmt, finden und manchmal in dithyrambischen Bildern ausweiten läßt.

Was ihm vorschwebt, aus mythischer Vergangenheit über »unabsehbare Zeit« in eine visionäre Zukunft weisend, läßt sich als eine aus gegenseitigem Kennen und Anerkennen, Berühren und Durchdringen, kurz: aus einer universalen Humanität künftiger Geschlechter erstehende, produktive Verständigung und gegenseitige Bereicherung unter den Sprachen, Völkern, Rassen der Erde erahnen.

Es war den Brüdern Grimm nicht bestimmt, ihre Tage im heimatischen »Exil« von Hessen-Kassel zu beschließen. Wieder war es ein Regierungswechsel in einem »fremden Land«, nämlich in Preußisch-Berlin, der in ihr stilles, gleichmäßiges Leben eingreifen sollte. Diesmal aber war es ein positiver Eingriff. Im Jahre 1840, drei Jahre nach ihrer Austreibung aus Göttingen, ernannte der neue König Friedrich Wilhelm der Vierte die beiden Brüder zu Mitgliedern der Preußischen Akademie. Das bedeutete ihre Übersiedlung nach Berlin. Zögernd und voll Mißtrauen folgten sie im März 1841 dem ehrenvollen Ruf. Aber ihre schlechten Ahnungen erwiesen sich als grundlos. Das aufstrebende Berlin, vor dessen Unruhe und Wankelmüt sie sich gefürchtet hatten, gewährte ihnen, was sie in ihrem Leben bisher entbehren mußten: materielle Unabhängigkeit, sogar einen gewissen Wohlstand, und ungetrübte Schaffensfreiheit bis an ihr Lebensende.

Wilhelm, der immer kränklich war, hat bis zu seinem Tod, im Dezember 1859, Berlin nicht mehr verlassen, Jacob nur noch zu gelegentlichen Studienreisen nach Italien und Skandinavien, und zur Teilnahme an den Parlaments-Sitzungen in der Frankfurter Paulskirche und in Gotha. Vier Jahre nach dem Bruder, im September 1863, starb auch er mit achtundsiebzig, ohne längere Krankheit, wie ein Mann, der, von großer Arbeit ermüdet, zur Ruhe geht.

Der Verlust des Bruders muß wohl der härteste Schlag in seinem Leben gewesen sein, aber vielleicht machte das Bewußtsein, ihm bald nachzufolgen, und der unverlierbare Besitz der ganzen, gemeinsamen Lebenszeit es ihn leichter verwinden. Äußerlich ließ er sich von seiner Trauer nichts anmerken, gleich nach dem Begräbnis nahm er seine gewohnte Tätigkeit wieder auf.

Sechs Monate später, im Sommer 1860, hielt er auf Einladung der Akademie eine Gedächtnisrede auf den Bruder. Sie wurde in ihrem Hauptteil eine klare, nüchterne, fast trockene Abhandlung über das Werk Wilhelm Grimms, ohne den leisesten Anhauch von Sentimentalität, fast ohne jede Exhibition seines eigenen Empfindens. Aber grade in dieser einfachen, sachbezogenen Art setzte er nicht nur dem toten Bruder ein Denkmal, sondern der Brüderschaft überhaupt, die ihm, sozusagen unter der Hand, zum Symbol und Kern menschlicher Gemeinschaft, zur sittlichen Grundlage der Gesellschaftsbildung erwuchs. Der Anfang dieser Rede scheint uns ergreifend und bedeutsam genug, um heute gehört zu werden:

»Ich soll hier vom Bruder reden, den nun schon ein halbes Jahr lang meine Augen nicht mehr erblicken, der doch nachts im Traum, ohne alle Ahnung seines Abscheidens, immer noch neben mir ist. Ihm zum Andenken niedergelegt sei denn ein

Gebund Erinnerungen, die sich aber, wie man in diesem Kreis erwarten wird, fast nur auf seine wissenschaftliche Tätigkeit erstrecken. Seine sonstigen Lebensbegegnisse hat er selbst schon einmal anderswo erzählt.

Unter Sippen und Blutsverwandten dauert ja die lebendigste, vollste Kunde, und ihnen stehen von Natur geheime Zugänge offen, die sich den andern schliessen; nicht allein leibliche Eigenheiten und Züge haben sich einzelnen Gliedern eines Geschlechts eingepägt und zucken in wunderbarer Mischung nach, sondern dasselbe tut auch die geistige Besonderheit, dass man oft darüber staunt. Da hält ein Kind den Kopf oder dreht die Achsel genau wie es Vater oder Grossvater getan hatte, und aus seiner Kehle erschallen bestimmte Laute mit derselben Modulation, die jenen geläufig waren. Die leisesten Anlagen, Fähigkeiten und Eindrücke der Seele, warum sollten nicht auch sie sich wiederholen? Menschlicher Freiheit geschieht dadurch kein Eintrag, denn neben solchen Einstimmungen und Ähnlichkeiten entfaltet sich zugleich auch die entschiedenste Selbständigkeit jedes Einzelnen. Weder dem Leib noch dem Geiste nach sind sich je, solange die Welt besteht, zwei Menschen vollkommen einander gleich gewesen, nur neben und mittels der menschlichen Individualität brechen strichweise, wie aus dem Hintergrund, jene Ausnahmen vor, die das Band unsrer Abstammung nicht verleugnen und ihm Rechnung tragen.

Mir scheint nun, dass dieser edle, die Menschheit festigende und bestätigende Hintergrund seine grösste Kraft hat zwischen Geschwistern, stärkere sogar als zwischen Eltern und Kindern. Nicht die Deszendenten, erst die Collateralen sind es, die einen Stamm gründen, – nicht auf Sohnschaft sowohl als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite.«

Jacob Grimm will sich nun, wie er sagt, nicht in eine politische

Anwendung dieser Erkenntnis verlieren, er erklärt, seiner Art entsprechend, zunächst den einfachen und natürlichen Grund für den Vorrang der Brüderschaft über die Sohnschaft, der darin besteht, daß Eltern und Kinder nur ein halbes Leben miteinander teilen, Geschwister ein ganzes. Der Sohn hat seines Vaters Jugend nicht gekannt, der Vater erlebt den Sohn nicht mehr in seinem Alter, das Leben der Eltern versinkt vorne in die Vergangenheit, das der Kinder steht in die Zukunft hinaus, sie sind einander nicht volle Zeitgenossen. Zu diesem natürlichen kommt noch ein sittlicher Grund: zwischen Eltern und Kindern bleibt immer mindestens in der Erinnerung das Verhältnis von Autorität und Abhängigkeit, »Geschwister aber«, sagt Grimm, »stehen untereinander, ihrer wechselseitigen Liebe zum Trotz, frei und unabhängig, sodass ihr Urteil kein Blatt vor den Mund nimmt«.

Die politische Anwendung, die Grimm nicht weiter ausführen wollte, weil sie ihm wohl selbstverständlich erschien – uns wird sie zur fundamentalen Bestätigung, ja, zu einem neuen sittlichen Postulat, in einer Zeit, die Gefahr läuft, über allzuvielen Doktrinen, Dogmen und Auslegungen die einfachsten Grundwahrheiten zu vergessen.

»Nicht auf Sohnschaft sowohl als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite.« Wir glauben, daß in diesen Worten der elementare Grundsatz aller echten Demokratie enthalten ist. Denn Brüderschaft bedeutet die natürliche Lebens- und Geistesverbundenheit all derer, die einander »volle Zeitgenossen« sind, die das ganze Leben, wie es uns bestimmt ist, miteinander teilen, und die doch, in der freien Entfaltung ihrer Person und ihres Urteils, voneinander unabhängig sind und sich in gleichen Rechten und Pflichten begegnen dürfen. Der Sohnschaft und ihrem Autoritätsverhältnis, dessen staatlicher Ausdruck

Absolutismus oder Diktatur bedeutet, sind die Völker erwachsen, sobald ihnen politisches und geistiges Selbstbewußtsein eignet.

Die Liebe zwischen Verwandten und als geschlechtliche Neigung naturgegeben, wäre auch in der weiteren Gemeinschaft zwischen Völkern und Rassen das einzige, zuverlässige Ferment, würde man nicht ihren Funken immer wieder gewaltsam ausstampfen.

Nichts aber vermag diesen Funken anzufachen und zu hüten, als die Kraft der Begeisterung, die großen Seelen und starken Herzen innewohnt.

Die Brüder Grimm, in der strengen Selbstbescheidung ihrer Forschungsarbeit, waren vom Funken der Begeisterung durchglüht. So wuchsen sie über ihren Augenblick hinaus, und obwohl sie gestorben sind, leben sie, wie es am Ende ihrer Märchen heißt, noch heute.

WERNER HEISENBERG

DER TEIL UND DAS GANZE





Der folgende Abschnitt aus »Der Teil und das Ganze«, Kap. 11, wurde vom Verfasser in der Öffentlichen Sitzung des Ordens am 2. 6. 1970 verlesen.

Am nächsten Morgen war der Himmel so blau wie am Tag vorher. Die Skier wurden gleich nach dem Frühstück angeschnallt, und wir wanderten über die Himmelhoos-Alm zum kleinen See bei der Seeon-Alm, von dort über ein Joch in den einsamen Talkessel hinter dem Großen Traithen und so von rückwärts zum Gipfel dieses unseres Hüttenberges. Auf dem Kamm, der vom Gipfel nach Osten führt, wurden wir zufällig Zeugen eines merkwürdigen, meteorologischen und optischen Phänomens. Der leichte Wind, der vom Norden wehte, blies eine dünne Dunstwolke den Hang herauf, die dort, wo sie unseren Kamm erreichte, hell von der Sonne beschienen wurde; unsere Schatten waren deutlich auf der Wolke zu erkennen, und wir sahen den Schatten unseres Kopfes jeweils von einem hellen Glanz, wie von einem leuchtenden Ring, umgeben. Niels, der sich über das ungewöhnliche Phänomen besonders freute, berichtete, er habe schon früher von dieser Lichterscheinung gehört. Dabei sei

auch die Meinung vertreten worden, daß der leuchtende Glanz, den wir sahen, das Vorbild für die alten Maler gewesen sei, die Köpfe der Heiligen mit einem Heiligenschein zu umgeben. »Und vielleicht ist es ja charakteristisch«, fügte er mit einem leichten Augenzwinkern hinzu, »daß man diesen Schein immer nur um das Schattenbild des eigenen Kopfes sehen kann.« Diese Bemerkung weckte natürlich großen Jubel und gab noch Anlaß zu mancherlei selbstkritischen Betrachtungen. Aber wir wollten nun rasch zur Hütte und veranstalteten ein Wettrennen den Berg hinunter. Da Felix und ich besonders ehrgeizig fuhren, hatte ich beim Anschneiden eines steilen Hanges noch einmal das Pech, eine ziemlich große Lawine in Gang zu setzen. Aber zum Glück konnten wir alle oberhalb bleiben und trafen, wenn auch in großen Zeitabständen, wohlbehalten in der Hütte ein. Es war nun meine Aufgabe, das Mittagessen zu kochen, und Niels, der etwas angestrengt war, setzte sich zu mir in die Küche, während die anderen, Felix, Carl Friedrich und Christian, sich auf dem Hüttdach sonnten. Ich benutzte die Gelegenheit, unser Gespräch, das wir oben auf dem Kamm begonnen hatten, noch etwas fortzusetzen.

»Deine Erklärung des Heiligenscheins«, sagte ich, »ist natürlich sehr schön, und ich bin auch gern bereit, sie wenigstens für einen Teil der Wahrheit zu halten. Aber ich bin doch nur halb zufrieden; denn ich habe einmal in einem Briefwechsel mit einem allzu eifrigen Positivisten der Wiener Schule etwas anderes behauptet. Ich hatte mich darüber geärgert, daß die Positivisten so tun, als habe jedes Wort eine ganz bestimmte Bedeutung, und als sei es unerlaubt, das Wort in einem anderen Sinne zu verwenden. Ich habe ihm dann als Beispiel geschrieben, daß es doch ohne weiteres verständlich sei, wenn jemand über einen verehrten Menschen sagt, daß das Zimmer heller werde, wenn

dieser Mensch das Zimmer betrete. Natürlich sei mir klar, daß das Photometer dabei keinen Helligkeitsunterschied registrieren würde. Aber ich wehrte mich dagegen, die physikalische Bedeutung des Wortes ›hell‹ als die eigentliche zu nehmen und die andere nur als die übertragene gelten zu lassen. Ich könnte mir also denken, daß die eben genannte Erfahrung auch irgendwie zur Erfindung des Heiligenscheins beigetragen hat.«

»Natürlich will ich auch diese Erklärung gelten lassen«, antwortete Niels, »und wir sind ja viel mehr einig als du denkst. Selbstverständlich hat die Sprache diesen eigentümlich schwebenden Charakter. Wir wissen nie genau, was ein Wort bedeutet, und der Sinn dessen, was wir sagen, hängt von der Verbindung der Wörter im Satz ab, von dem Zusammenhang, in dem der Satz ausgesprochen wird, und von zahllosen Nebenumständen, die wir gar nicht alle aufzählen können. Wenn du einmal in den Schriften des amerikanischen Philosophen William James liest, wirst du finden, daß er diesen ganzen Sachverhalt wunderbar genau beschrieben hat. Er schildert, daß bei jedem Wort, das wir hören, zwar ein besonders wichtiger Sinn des Wortes im hellen Licht des Bewußtseins erscheint, daß aber daneben im Halbdunkel noch andere Bedeutungen sichtbar werden und vorbeigleiten, daß dort auch Verbindungen zu anderen Begriffen geschlagen werden und die Wirkungen sich bis in das Unbewußte hinein ausbreiten. Das ist in der gewöhnlichen Sprache so, erst recht in der Sprache der Dichter. Und das trifft bis zu einem gewissen Grad auch für die Sprache der Naturwissenschaft zu. Gerade in der Atomphysik sind wir ja wieder von der Natur darüber belehrt worden, wie begrenzt der Anwendungsbereich von Begriffen sein kann, die uns vorher völlig bestimmt und unproblematisch schienen. Man braucht ja nur an solche Begriffe wie ›Ort‹ und ›Geschwindigkeit‹ zu denken.

»Die Kritik der Positivisten«, setzte ich das Gespräch fort, »richtet sich doch vor allem gegen die sogenannte Schulphilosophie und hier in erster Linie gegen die Metaphysik in ihrer Verbindung mit Fragen der Religion. Dort wird, so meinen die Positivisten, vielfach über Scheinprobleme geredet, die sich, wenn man sie sprachlich sauber analysieren wollte, als nicht-existent erweisen würden. In welchem Umfang hältst du diese Kritik für berechtigt?«

»Sicher enthält auch eine solche Kritik einen erheblichen Teil Wahrheit«, antwortete Niels, »und man kann viel daraus lernen. Mein Einwand gegen den Positivismus rührt nicht davon her, daß ich an dieser Stelle weniger skeptisch wäre, sondern davon, daß ich umgekehrt fürchte, es könnte in der Naturwissenschaft grundsätzlich gar nicht viel besser sein. Um es überspitzt zu formulieren: In der Religion verzichtet man von vornherein darauf, den Worten einen eindeutigen Sinn zu geben, während man in der Naturwissenschaft von der Hoffnung – oder auch von der Illusion – ausgeht, daß es in viel späterer Zeit einmal möglich sein könnte, den Wörtern einen eindeutigen Sinn zu geben. Aber um es nochmal zu wiederholen, man kann aus dieser Kritik der Positivisten viel lernen. Zum Beispiel kann ich nicht sehen, was es bedeuten soll, wenn vom ›Sinn des Lebens‹ gesprochen wird. Das Wort ›Sinn‹ soll doch immer eine Verbindung herstellen zwischen dem, um dessen Sinn es sich handelt, und etwas anderem, etwa einer Absicht, einer Vorstellung, einem Plan. Aber das Leben – damit ist hier doch das Ganze gemeint, auch die Welt, die wir erleben, und da gibt es ja gar nichts anderes, mit dem wir es verbinden könnten.«

»Aber wir wissen doch, was wir meinen«, erwiderte ich, »wenn wir vom Sinn des Lebens sprechen. Natürlich hängt der Sinn des Lebens von uns selber ab. Man bezeichnet damit, so würde

ich denken, die Gestaltung unseres eigenen Lebens, mit der wir uns in den großen Zusammenhang einordnen; vielleicht nur ein Bild, einen Vorsatz, ein Vertrauen, aber insofern doch etwas, das wir gut verstehen können.«

Niels schwieg nachdenklich und sagte dann: »Nein, der Sinn des Lebens besteht darin, daß es keinen Sinn hat zu sagen, daß das Leben keinen Sinn hat. So bodenlos ist eben dieses ganze Streben nach Erkenntnis.«

»Aber bist du damit nicht doch zu streng mit der Sprache? Du weißt, daß bei den alten chinesischen Weisen der Begriff ›Tao‹ an der Spitze der Philosophie stand, und ›Tao‹ wird doch oft mit ›Sinn‹ übersetzt. Die chinesischen Weisen hätten wohl gegen eine Verbindung der Wörter ›Tao‹ und ›Leben‹ nichts einzuwenden gehabt.«

»Wenn man das Wort ›Sinn‹ so allgemein verwendet, mag es wieder anders aussehen. Und keiner von uns kann sicher sagen, was das Wort ›Tao‹ eigentlich bedeutet. Aber wenn du von den chinesischen Philosophen und vom Leben sprichst, dann liegt mir eine der alten Legenden noch näher. Es wird da von drei Philosophen erzählt, die einen Schluck Essig probierten; und man muß wissen, daß Essig in China ›Lebenswasser‹ genannt wird. Der erste Philosoph sagte: ›Es ist sauer‹, der zweite: ›Es ist bitter‹, der dritte aber, das war wohl Lao-tse, rief aus: ›Es ist frisch‹.«

Carl Friedrich kam in die Küche und erkundigte sich, ob ich mit dem Essen immer noch nicht fertig wäre. Zum Glück konnte ich ihm sagen, er solle die anderen hereinrufen und die Aluminiumteller und Bestecke holen, dann würde es gleich zu essen geben. Wir setzten uns zu Tisch, und der alte Spruch »Hunger ist der beste Koch« bewährte sich zu meiner Beruhigung aufs beste. Nach dem Essen ergab sich bei der Verteilung der Pflicht-

ten, daß Niels das Geschirr waschen wollte, während ich den Herd sauber machte, andere Holz hackten oder sonst Ordnung schafften. Daß in einer solchen Almküche die hygienischen Anforderungen nicht denen der Stadt entsprechen können, bedarf keiner Erwähnung. Niels kommentierte diesen Sachverhalt, indem er sagte: »Mit dem Geschirrwaschen ist es doch genau wie mit der Sprache. Wir haben schmutziges Spülwasser und schmutzige Küchentücher, und doch gelingt es, damit die Teller und Gläser schließlich sauberzumachen. So haben wir in der Sprache unklare Begriffe und eine in ihrem Anwendungsbereich in unbekannter Weise eingeschränkte Logik, und doch gelingt es, damit Klarheit in unser Verständnis der Natur zu bringen.«

MARIE LUISE KASCHNITZ

KLEINE PROSASTÜCKE





Aus dem Buch von Marie Luise Kaschnitz »Steht noch dahin. Neue Prosa«, Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1970.

*Steht noch dahin*

Ob wir davonkommen ohne gefoltert zu werden, ob wir eines natürlichen Todes sterben, ob wir nicht wieder hungern, die Abfalleimer nach Kartoffelschalen durchsuchen, ob wir getrieben werden in Rudeln, wir haben's gesehen. Ob wir nicht noch die Zellenklopfsprache lernen, den Nächsten belauern, vom Nächsten belauert werden, und bei dem Wort Freiheit weinen müssen. Ob wir uns fortstehlen rechtzeitig auf ein weißes Bett oder zugrunde gehen am hundertfachen Atomblitz, ob wir es fertigbringen mit einer Hoffnung zu sterben, steht noch dahin, steht alles noch dahin.

*Das Meer nicht mehr*

Vorzustellen wir gingen den alten Weg dünenüber zum Meer und es wäre das Meer nicht mehr da kein Salzhauch käme ent-

gegen, es hingen die Zeltplanen schlaff nicht glitzerte unabsehbar der alte Tanzplatz und Wellen nicht kämen gezogen und überschlugen sich. Statt dessen was, eine Grube stinkenden Schlammes mit Fischleichen Seesterngerippen von hier bis Afrika und wir glaubten ein wenig weiter müßte noch sein was wir suchten wenn auch nur ein Auge ein Rest. Und gingen auf Stelzen mühsam und kämen vorüber an Schiffen auf Grund gesetzten verfaulenden Robben. Und es sank indessen die Sonne das Finstere schmatzte und würfe Blasen und söge uns ein am Ende während das Meerauge Mondauge aufzöge eisig am Himmel.

### *Ein Mensch*

Ein Mensch ist ein Neger, den viele verfolgen, der rennt und rennt. Ein Mensch ist ein Polizist, der seine Pflicht tut, oder ein Mädchen, das sagt, es macht ihm nichts aus, heiraten oder nicht geheiratet zu werden. Ein Mensch ist ein Auge am Elektronenmikroskop, eine Gummihand in der Bauchhöhle des Nächsten, eine Müdigkeit im Oktober, ein Finger am Abzugshahn. Auch die Frau war ein Mensch, die ihr Gespendetes aus dem Biafrasammeltopf fischte und sagte, pardon, ich dachte, Sie sammeln für Tiere.

### *National*

Einige machen sich Gedanken über ihren Nationalismus. Sie lieben ihr Land, aber nicht, wenn es vor Tüchtigkeit birst, sondern wenn es an sich zweifelt und weint. Da das sehr selten der

Fall ist, lieben sie es selten. Bei sportlichen Wettkämpfen, sogenannten Weltmeisterschaften, zittern sie bei dem Gedanken, ihr Land könne siegen und sie müßten am nächsten Tag lauter geschwellten Hemdbrüsten begegnen. Sie lieben ihr Land, seinen kalten Frühling, seinen leuchtenden Herbst, seine Kinder, seine Sprache und einiges aus seiner Literatur. Sie möchten nicht dazu verurteilt werden, ganz in einem Lande zu leben, in dem man ihre Sprache nicht spricht. Trotzdem haben sie ihrem Land beständig am Zeuge zu flicken. Das zeigt, daß sie Nationalisten sind.

### *Vorlesen*

Ich lese aus meinem grünen Heft (italienisches Schulheft, Nepal, mit Landkarte und farbiger Marktszene) einiges vor und werde sogleich mit Vorwürfen überhäuft. Als wenn das Leben aus lauter so häßlichen Dingen bestünde, das ist ja nicht auszuhalten, und gerade von Ihnen, die einmal Tröstliches geschrieben hat, wenigstens zwischen den Zeilen war da etwas, ein wenig Menschenliebe, Gottesliebe, und gibt es nicht vielleicht auch jetzt noch Liebe in der Welt? Gibt es nicht noch immer Schönheit und Tapferkeit und Selbstüberwindung, wann werden Sie endlich von solchen Dingen sprechen, und ich antworte, bald, bald. Es gibt nur noch ein paar Kleinigkeiten zu bemerken, ein paar Unvollkommenheiten, Ungereimtheiten aufzudecken. Ein paar Angstträume zu erzählen. Danach werde ich von ganz anderen Sachen sprechen. Von den Pirouetten der Eiskunstläuferin vielleicht.

## *Puppenspieler*

Der alte Puppenspieler ist tot, riefen die Puppen in ihrem windigen Häuschen auf dem Pincio, die Königin, der Präsident, die Blumenkinder, der Hanswurst und das Kokodrill. Endlich können wir uns bewegen, wie wir wollen, wir zappeln nicht mehr an seinen Drähten, seine Finger stecken nicht mehr in unseren Armen, Daumen und kleiner Finger und sein Mittelfinger in unserem Kopf. Die Stücke, die wir spielen, sind nicht mehr seine Erfindung, sie fangen nicht mehr an, wenn er den Vorhang aufzieht und enden nicht mehr, wenn er ihn herunterläßt. Er kann uns, wenn wir ausgedient haben, nicht mehr in die Mülltonne stecken, wir sind nicht mehr seine Kreaturen, auch nicht seine lieben Kinder, er hat keine Macht mehr über uns, er ist tot. Damit schickten die Puppen sich an, ihr erstes Stück zu spielen, das »Das Begräbnis des Puppenspielers« hieß. Sie gingen hinter einer schäbigen Kiste her, der sie von Zeit zu Zeit kräftige Fußtritte versetzten. Dazu sangen sie Spottlieder und weinten heuchlerische Tränen, die keines besser zustande brachte als das Kokodrill. Dieses Stück gefiel den Puppen so gut, daß sie es unaufhörlich wiederholten. Den Zuschauern gefiel es auch, aber mit der Zeit wurden sie unruhig. Sie hätten auch gern einmal etwas anderes gesehen.

## *Metaphysik*

Es gibt Menschen, die ohne Metaphysik oder, um es deutlicher zu sagen, ohne Gott nicht auskommen können. Sie verlangen nichts von ihm und stellen ihn nicht zur Rede, eine sinnliche

Vorstellung (alter Vater) haben sie schon lange nicht mehr. Sie suchen ihn nicht in der Kirche, aber auch nicht im Wald. Am ehesten noch in den Augen ihrer Mitmenschen. Auch in den Augen derer, die ihn leugnen? Gerade in diesen, ja.

### *Schöne Fremde*

Die fremden Länder sind in uns, kriechen heraus, lagern sich über das Vertraute, strecken ihre weißen Krokodilköpfe aus dem Dutzendteich. Wer gereist ist, hat sein Schäfchen im trockenen, sein Erinnerungsschäfchen, kann es streicheln, es spielt sich ihm in die Hände; zur Zeit zur Unzeit, das alte Goldene Vlies. Was sagten Sie eben, wer das Rennen gewinnen wird, Fiat oder Vauweh, und, Fiat sagst du (oder Vauweh), obwohl du darüber gar keine Meinung und auch etwas ganz anderes vor Augen hast, nämlich einen gelben Raddampfer auf einer Lagune an der brasilianischen Küste und warum gerade diesen, dieses tropische Abendufer nicht weit von Santos, und der Friedhof von Torres kommt auch noch geschwommen, schiebt sich über die weißgedeckte Festtafel mit seinen herausgewählten Schädeln, seinen Giftschlangen, komm, setzen wir uns auf den Malstein, ziehen die Knie an. Die Fremde ist schön, die Fremde ist traurig, Sie sind zerstreut heute abend, ja entschuldigen Sie, ich bin zerstreut.

### *Wer ist's*

Bis vor kurzem, sagten sie, waren wir oft Totgeglaubten noch recht lebendig, wir schmatzten in einsamen Weihern, raunten

in deutschen Wäldern, unser Einfluß bei der Bundestagswahl war nicht gering. Wir fühlen uns aber schon seit langem unbehaglich, dieser Lärm, diese fortwährende Bewegung, diese unangenehmen Materialien, Glas, Eisen, Zement und die Erde mit Asphalt überklebt. Männerumtriebe, wie wir sie schon oft gehabt und schließlich immer wieder überstanden haben? Vielleicht. Es ist aber jetzt alles anders als etwa im Trojanischen Krieg, wo auf das Orakel noch gehört wurde und selbst das indiskutable Gestammel unserer Tochter Cassandra einigen Eindruck machte. Jetzt schlagen sich die Frauen auf die Seite der Männer, rufen »alles schneller, alles schöner, alles besser« und fürchten sich vor nichts. Nach uns fragt keiner mehr und wenn wir versuchen, uns auf die alte dämonische Weise bemerkbar zu machen, ernten wir nur Spott. Die Zeiten, in denen wir von Dichtern, wenn auch in selten aufgeführten Theaterstücken, noch besungen wurden, sind wohl für immer vorbei.

### *Amselsturm*

Angenehme Vorstellungen von Dingen, die noch nicht sind, aber sein werden, zum Beispiel im März, wenn wieder einmal keine einzige Knospe zu sehen, kein Frühlingslufthauch zu spüren ist, während doch gegen Abend der Amselsturm sich erhebt. Blüten aus Terzen, Blätter aus Quinten, Sonne aus Trillern, ganze Landschaften aus Tönen aufgebaut. Frühlingslandschaften, rosaweiße Apfelbäume vor blauen Gewitterwolken, Sumpfdotterbäche talabwärts, rötlicher Schleier über den Buchenwäldern, Sonne auf den Lidern, Sonne auf der ausgestreckten

Hand. Lauter Erfreuliches, was doch auch in anderer Beziehung, zum Beispiel in der Beziehung der Menschen zueinander eintreten könnte, Freude, Erkennen. Hinz liebt Kunz, Kunz umarmt Hinz, Hinz und Kunz lachen einander an. Amselsturm hinter den Regenschleiern und wer sagt, daß in dem undurchsichtigen Sack Zukunft nicht auch ein Entzücken steckt.





**ÖFFENTLICHE SITZUNG DES  
ORDENSKAPITELS  
IM THEATER DER STADT BONN  
25. MAI 1971  
REDEN UND GEDENKWORTE**



**BEGRÜSSUNGSWORTE**  
**DES ORDENSKANZLERS KURT BITTEL**  
**UND GEDENKEN**  
**AN DEN VERSTORBENEN ORDENSKANZLER**  
**PERCY ERNST SCHRAMM**



Hochverehrter Herr Bundespräsident,  
Exzellenzen, Meine Herren Minister und Abgeordneten,  
Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Zu unserer Freude hat sich auch diesmal eine große Zahl von Gästen zu der Öffentlichen Sitzung hier in Bonn eingefunden. Ich begrüße Sie namens des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Mein besonderer Gruß gilt Ihnen, Herr Bundespräsident, als dem Protektor des Ordens, dem Sie trotz Ihrer vielseitigen Verpflichtungen Ihr fortdauerndes Interesse zuteil werden lassen. In Herrn Bundesminister Genscher begrüße ich den Leiter jenes Ministeriums, dem die Betreuung des Ordens obliegt und das, darin bestimmt von Ihnen, Herr Minister, und Ihren Vorgängern dieser Verpflichtung stets in einer Weise nachgekommen ist, die wir dankbarst empfinden. Ferner begrüße ich den Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages, Herrn Professor Carlo Schmidt, sowie die Vertreter der Kirchen und des Zentralrates der Juden in Deutschland, dann die Vertreter des Diplomatischen Corps und die Herren Abgeordneten des Deutschen Bundestages und der Landtage, den Rektor der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu

Bonn sowie den Herrn Oberbürgermeister dieser Stadt, die dem Orden in diesem Hause, in dem wir uns zum vierten Mal versammeln, Gastrecht gewährt. Mein Gruß gilt ebenso den Vertretern der Kriegsklasse des Ordens Pour le Mérite.

Von den im vergangenen Jahr neu gewählten Mitgliedern des Ordens begrüße ich Herrn WALTHER GERLACH, während Herr KARL RAHNER leider erkrankt ist, so daß wir ihm heute Vormittag nur die Wünsche des Kapitels für baldige Genesung übermitteln konnten. Besonders erfreut uns die Anwesenheit von zwei ausländischen Ordensmitgliedern: FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF aus Brüssel, der Historiker, der seit 1959 zu uns gehört und mit den Freunden dieses Kreises eng verbunden ist, und Herrn STEPHAN KUTTNER, Professor für Roman Catholic Studies in Berkeley in Kalifornien, der heute zum ersten Mal als 1969 gewähltes Mitglied unter uns ist.

In der Kapitelsitzung heute Vormittag haben wir bereits die Ordensmitglieder geehrt, die wir durch den Tod verloren haben und denen anschließend besondere Worte des Gedenkens gewidmet werden: EGON EIERMANN, ERICH HECKEL, FRITZ KORTNER, PERCY ERNST SCHRAMM und OTTO WARBURG. Den zu uns gekommenen Angehörigen dieser Verstorbenen entbiete ich den Gruß des Ordens und versichere sie unserer dauernden Verbundenheit. Zwei der von uns Gegangenen, den Architekten Eiermann und den Regisseur Kortner, die im letzten Jahr gewählt worden waren, haben wir zu unserem Schmerz nicht mehr in unserer Mitte begrüßen können.

Mit dem Historiker PERCY ERNST SCHRAMM, der seit 1958 bei uns war, verlor der Orden seinen Kanzler, der sieben Jahre amtiert hat. Sein Tod am 12. November 1970 hat den Orden schwer getroffen und auch äußerlich das ganze letzte halbe Jahr mitbestimmt. Der Vizekanzler Hans Kienle hat, zusammen mit

Herrn Hillebrecht, das vakante Amt geführt, wofür ihm der Orden ganz besonderen Dank schuldet. Bei einer Sitzung des Ordenskapitels in Nürnberg am 4. April 1971, wobei wir auch Albrecht Dürers gedacht haben, sind der neue Ordenskanzler und Herr Hillebrecht als erster Vizekanzler gewählt, Herr Kienle als zweiter Vizekanzler bestätigt worden.

Es steht mir zu, einige Worte zu sprechen zum Gedächtnis an den Verstorbenen in seiner Eigenschaft als Ordenskanzler. Percy Ernst Schramm, seit 1958 Mitglied des Ordens, ist am 28. Juli 1965 als Nachfolger des Rechtsgelehrten Erich Kaufmann vom Kapitel zum Kanzler gewählt worden. Die Kanzlerschaft war ihm zwar Pflicht, aber sie war ihm zugleich mehr als das: sie war ihm Freude und sie war ihm Erfüllung. Beides konnte niemand übersehen, der erlebt hat, in welcher gewinnender, souveräner, oft wahrhaft diplomatischer Weise und zugleich mit welchem Ernst er sich der Sache hingab. Wer ihn kannte und wer ihn wenigstens auf einem Teil seiner Kanzlerschaft begleitete, weiß, daß Percy Ernst Schramm während der letzten sieben Jahre seines Lebens mit dem Orden und für den Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste gelebt hat. Er war bereit zu diesem Auftrag, weil er das richtige Gefühl für dessen Wesen und Inhalt hatte, nicht nur für die Würde – die wir nicht bestreiten –, sondern auch für die Anforderungen, die unsere durch so rasche Wandlungen gekennzeichnete Zeit an dieses Amt stellt. Gewiß ging er aus von den Grundsätzen und Vorstellungen, welche durch die lange und ehrwürdige Tradition des Ordens, durch den Willen und Wunsch seines Stifters, Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1842, und seiner zweimaligen Erneuerer, nämlich Adolf von Harnack 1919 und Theodor Heuss 1952, in einer mehr als 125jährigen Geschichte begründet sind. Zugleich aber war er überzeugt, daß

auch hier zwar der tragende Kern beständig sei, man im übrigen aber mit dem seiner eigenen Zeit gehen müsse, was sich dem prüfenden Geiste und Verstande als gut erweise. »Unsere Aufgabe kann nur darin bestehen, Garanten der Kontinuität zu sein«, hat er einmal im Hinblick auf das Geistige gesagt und hat auch danach gehandelt. In dieser Richtung liegt die Intensivierung, welche die öffentlichen Veranstaltungen des Ordens, wie auch diese hier, die er noch in ihren Themen und damit im wesentlichen bestimmt hat, durch ihn fanden, aber auch das Gewicht, das er den Veröffentlichungen des Ordens, namentlich den »Reden und Gedenkworten«, verliehen hat und die Bereicherung, die sie durch ihn erfahren haben. Viele seiner Gedanken zur Ordensgeschichte und seine Ideen über den Orden selbst fanden hier ihren Ausdruck, allen voran in der großen, auf eingehenden Studien beruhenden Rede, die er zum 125. Jubiläum des Ordens am 31. Mai 1967 in Berlin mit dem Titel »1842 bis 1967. Rückblick und Rundblick« gehalten hat. Aber fast mehr noch sind die von ihm eingeführten und mit besonders feinem Takt gepflegten internen Ordensstagungen hervorzuheben, welche die Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste außer ihrer satzungsmäßigen Kapitalsitzung in Bonn an einem jährlich wechselnden Ort zu freier, ohne programmatische Beengung belasteter Diskussion über grundlegende Themen zusammenführen. Die Geistes- und die Naturwissenschaften und die Künste, alles also, was den Orden umspannt und in einer heute seltenen Weise eint und zusammenhält, kamen und kommen hier zu ihrem Recht. Niemand unter uns wird es jemals aus der Erinnerung verlieren, wie souverän und unnachahmlich Percy Ernst Schramm dabei die Gespräche leitete, Fragen stellte oder anregte, Probleme formulierte, die Diskussion in Fluß hielt – kurzum die ganze Weite



und Schärfe seines wachen Geistes spielen ließ und zur Geltung brachte. Hier verband er alle ebenso wie durch die rege Korrespondenz, die er mit den in- und ausländischen Ordensmitgliedern über zahlreiche Themen, keineswegs nur über Ordensfragen, führte. Mit vollem Recht durfte er im letzten Jahr, hier in Bonn, vom Orden und von sich sagen: »Wir haben uns zusammengefunden und wir sind ein Kreis von Freunden geworden.« Als Freund unter Freunden wird er bei uns fortleben.

Ich kann nicht schließen ohne eine sehr persönliche Erinnerung. Im Sommersemester 1926 habe ich in Heidelberg, als junger Student, ein Kolleg des Privatdozenten Percy Ernst Schramm über byzantinische Geschichte gehört, wobei er sehr eingehend die Topographie von Byzanz selbst behandelt hat, was zu jener Zeit sehr ungewöhnlich war. Damals konnte ich nicht ahnen, was diese Stadt für mich selbst in meinem späteren Leben noch für eine Bedeutung gewinnen sollte. Im Sommer des Jahres 1957 sind wir uns dann eben dort begegnet, als Schramm, den geborenen Hamburger, die Geschichte des hanseatischen Handels mit den Mittelmeerländern während des ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigte, weshalb er die einzelnen Lokalitäten genauer kennenlernen wollte. Er sprach damals voller Wärme von Adolph Schramm, einem seiner Ahnen, der bei den hanseatischen Bestrebungen jener Jahrzehnte eine wesentliche Rolle gespielt hatte. Ihm hat er in einer Abhandlung ein besonderes Kapitel gewidmet unter dem Titel »Zur Bildungsgeschichte des hanseatischen Kaufmanns in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts«. Sehr straff und prägnant in Worten und Gedanken läßt es, so scheint mir, in besonderem Maße Percy Ernst Schramms eigene Bildung in ihrer ganzen Weite und in ihrer in der geistigen Tradition beruhenden Tiefe erkennen. Sie kennzeichnete auch

seine Amtsführung als Ordenskanzler. Er war nicht nur Kanzler kraft des Amtes, sondern kraft seiner Persönlichkeit. Darin wird er uns immer als Vorbild vor Augen stehen.

Ich gebe nunmehr den Rednern des heutigen Tages das Wort, und zwar zunächst für die Nachrufe. Es werden ehren:

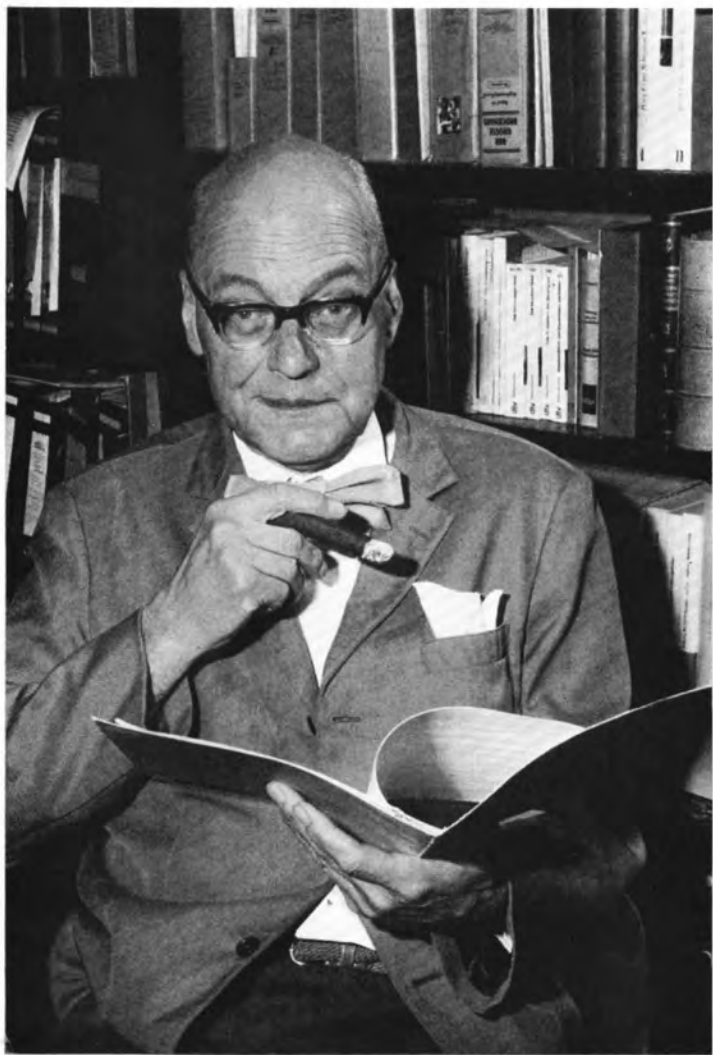
Herr Hans Rothfels den Historiker PERCY ERNST SCHRAMM,  
Herr Gerhard Marcks den Maler ERICH HECKEL,  
Herr Rudolf Hillebrecht den Architekten EGON EIERMANN,  
Herr Hans Wimmer den Regisseur FRITZ KORTNER  
und Herr Adolf Butenandt den Biochemiker OTTO WARBURG.

Anschließend hören wir dann den Vortrag von Herrn WALTHER GERLACH über »Johannes Kepler, 1571 bis 1971«.

PERCY ERNST SCHRAMM

14.10.1894–12.11.1970





*Percy Fred Wrenn*



*Gedenkworte für*

PERCY ERNST SCHRAMM

*von*

*Hans Rothfels*

---

Der Tod von Percy E. Schramm hat nicht nur die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite ihres Kanzlers beraubt, dessen repräsentativer Rolle, die er mit der Anmut seiner Person und mit einer unermüdlichen Aktivität ausfüllte, am Beginn der heutigen Festsitzung ehrend gedacht wurde. Zugleich ist unserem Kreis ein großer Gelehrter entrissen worden, mitführend auf dem Gebiet der mittelalterlichen Geschichte, aber ausstrahlend weit darüber hinaus, insbesondere durch neue methodische Ansätze: ein Forscher und Lehrer von bewundernswerter Arbeitskraft und Organisationsgabe, von einer Produktivität, die in unserem Fachbereich kaum ihresgleichen hat. Wollte ich hier nur die Titel seiner Bücher und Schriften anführen etwa in chronologischer Folge, so würde ich damit allein schon die mir zugemessene Zeit überschreiten.

Stattdessen möchte ich den Zugang von 1969 her nehmen, nicht nur, weil damals der dritte umfangreiche Band der gesammel-

ten Aufsätze erschien, zum 75. Geburtstag des Autors, – ein vierter Band ist noch 1970 publiziert worden; gewiß ein imponierender Abschluß, eine Summa, für einen Rückblick auf das Ganze wohl geeignet. Wenn ich gleichwohl 1969 als Ausgangspunkt wähle, so deshalb, weil ich dabei an das Gedächtnis mancher hier Anwesender appellieren kann. Auf der internen Sitzung des Kapitels in Baden-Baden im April 69 hielt Schramm einen Vortrag zum 200. Geburtstag des ersten Ordenskanzlers, Alexander von Humboldt, zu dessen Arbeitsleistung »ohne Flaute« und zu dessen – trotz bürgerlicher Abkunft – weltmännischer Haltung den Autor eine unverkennbare Verwandtschaft hinzog. Noch charakteristischer aber und auf ein zentrales Forschungsgebiet verweisend war der Vortrag, den Schramm auf der öffentlichen Sitzung des Kapitels in Bonn im Juni 69 hielt über den »Thron der Päpste in St. Peter«. Es war eine seiner letzten großen Freuden. Er berichtete darüber mit einer den Wissenden ergreifenden, nur mühsam verhehlten Überwindung eines Krankheitsanfalls, – er berichtete, daß mit auf sein Drängen hin Papst Paul VI. die Freilegung der sogenannten »Cathedra Petri« unter dem Hochaltar-Tabernakel Berninis erlaubte und daß sich dabei aufgrund vierfacher ikonographischer Begründung seine früher schon vertretene These bestätigte, es handle sich um einen von Karl dem Kahlen bei seiner Kaiserkrönung im Jahr 875 dem Papst geschenkten Königsthron. Wie Schramm nie beim Bloß-Faktischen stehenblieb, so ordnete er die Übernahme eines fränkischen Herrschaftszeichens durch den Papst in die Linie der »imitatio imperii« ein, die unter Gregor VII. gipfelte.

Damit sind Forschungsmethoden und Forschungsmotive berührt, die das eine Hauptgebiet Schramm'scher Produktivität charakterisieren. Er betrieb gewiß in ausgezeichneter Weise das



gleichsam normale Handwerk des mittelalterlichen Historikers; etwa in seinen Forschungsberichten in G. W. U. oder in der Mitarbeit an den Hauptabteilungen der Monumenta Germaniae. Sein Eigenstes aber entfaltete er in der Deutung von Zeichen und Bildern, in der Erforschung mittelalterlicher Symbole, ihrer Dechiffrierung, wie er es wohl nannte, ihrer Integrierung, könnte man sagen, in den jeweiligen örtlichen oder zeitlichen Rahmen. Er war sich bewußt, neben Akten und Urkunden eine neue Quellengattung zu erschließen und Ikonographie als eine Hilfswissenschaft für die allgemeine Geschichte nutzbar zu machen. Die meisten seiner Bücher sind aufs eindrucklichste mit Illustrationen geschmückt, nicht nur aus ästhetischer Freude, an der es dem Augenmenschen Schramm gewiß nicht gebrach, sondern, so seine eigenen Worte, »wegen ihres, allen Chroniken überlegenen Aussagewerts«. Er stand in dieser Forschungsrichtung in Gemeinschaft mit Freunden und Schülern, auch der Name eines Tübinger Kollegen wäre zu nennen, aber der Durchbruch und die universalgeschichtliche Applizierung waren wesentlich sein Werk. So konnte er 1954 in einem Aufsatz eine »Geschichte des mittelalterlichen Herrschertums im Lichte der Herrschaftszeichen« entwerfen, er konnte die gleiche Methode auf die Geschichte Polens, Böhmens und Ungarns anwenden. Er tat es, wie er es in einer dem modernen Sprachgebrauch vorgreifenden Weise bezeichnete, in »vergleichender Strukturanalyse«. Die Vorstudien gipfelten dann in dem dreibändigen Werk »Herrschaftszeichen und Staatssymbolik«, das ihre Geschichte vom 3. bis zum 16. Jahrhundert verfolgte. Über Herrschaftszeichen hat Schramm auch 1968 vor der Ritterschaft des militärischen Ordens Pour le mérite bei ihrer Zusammenkunft in Hechingen gesprochen. Schramm nahm dieses Thema dann weiter in seinem universal-

historischen Aspekt für die Zeit des Hohenstaufen Friedrichs II. auf und in einer umfassenden Spezialstudie, der er den Titel gab »Sphaira, Globus, Reichsapfel« und den Untertitel »Ein Beitrag zum Nachleben der Antike«. In der Tat wird dieser Begriff im letzten Abschnitt des Buches von dem der Wiedergeburt oder Renaissance sehr bewußt abgesetzt.

Wir haben es hier mit dem einen universalgeschichtlichen Ansatz zu tun, der hinter den Zeichen- und Symbolstudien steht. Schon durch seine Berührung mit der 1933 von Hamburg nach London abgewanderten Bibliothek Warburg war das Thema »Antike im Mittelalter« Schramm nahegetreten. Aus diesem Interessenkreis erwuchs das einflußreiche Buch von 1929 »Kaiser, Rom und Renovatio«, 1957 neu aufgelegt. Auch die intensive Beschäftigung mit Otto III. wie mit Karl dem Großen gehört hierher. Der erste karolingische Kaiser ist offenbar eine historische Lieblingsfigur Schramms gewesen. Er hat die umstrittenen Fragen, die sich an den Bericht Einhards über die päpstliche Weihnachtsproklamation knüpfen, kritisch erörtert, er hat gemeinsam mit seinem Freunde, ich darf wohl sagen mit unserem Freunde, François Ganshof, der großen Aachener Karlsaustellung wesentliche Dienste geleistet, und er hat, wie schon in der Studie über den Reichsapfel, Abstand genommen vom Begriff der Renaissance, auch dem der karolingischen, er wollte mit Bezug auf die Rolle von Zahl und Winkel in der Denkart Karls diesen Begriff durch den der Ordnung, der correctio, ersetzen.

Doch neben dem Problembereich des »Fortlebens der Antike« ist mit Nachdruck der zweite universalgeschichtliche oder geschichtsvergleichende Ansatz zu nennen, der hinter diesen Studien steht, oder in den sie münden. Schramm ist ein Spezialist für die Geschichte der Krönungen, der sie begleitenden Zere-

monien und von da aus des Königtums überhaupt geworden. Zunächst war er maßgeblich beteiligt an der Erschließung der Quellen für die Krönungsgeschichte, der sogenannten ordines, der liturgischen Ordnungen in den einzelnen Ländern und Bereichen. Diese Studien münden in zwei große Bücher, ein zweibändiges Werk »Der König von Frankreich«, das tief in die Staatstheorie eingreift, und eine »Geschichte des englischen Königtums im Lichte der Krönung«, die besonders erwähnt sein mag wegen des Grundgedankens, bei allem Wandel bis zum Weltreich hin den »Sieg der beharrenden Kräfte« verständlich zu machen, der durch geschmeidige Anpassung an die Erfordernisse der Zeit errungen wird. Noch heute, ich zitiere aus dem Buch, »werden Regeln befolgt, die meist schon das Mittelalter, vielfach bereits die angelsächsische Zeit aufgestellt hat«. Schramms Buch über das englische Königtum erschien auch in englischer Übersetzung (1937), also erst nach der Krönung Georgs VI., die im Dezember 1936 stattfand. Aber die Druckfahnen hatten London vorher schon erreicht, und Schramm wurde zu den Krönungsfeierlichkeiten eingeladen. Es knüpft sich daran eine Anekdote, die ich nicht übergehen möchte, zumal ich selbst auf ihre Spur gesetzt worden bin. Ich war kurz vor Percy zu Besuch in London und mir wurde erzählt, im »Court of Claims«, der über die Ansprüche einzelner Adelsgeschlechter betreffend ihre Beteiligung an den Krönungszeremonien zu entscheiden hat, habe jemand gesagt: »We have to be very careful, because Professor Schramm will be in London.« In etwas anderem Kontext hat die Anekdote Abdruck im Kladderadatsch gefunden. Was immer ihr Wahrheitsgehalt ist, sie läßt etwas von der Autorität des deutschen Gelehrten ahnen, der man selbst in einem solch traditionsbewußten Land wie England Beachtung schenkte.

Ein zweites, nicht weniger umfangliches Hauptgebiet Schramm'scher Produktivität hat es mit genealogischen Studien zu tun, die er schon als Gymnasiast betrieben hatte. Sie führten ihn, im weitesten Sinne auf Familien-Papieren aufbauend, zur Geschichte seiner Heimatstadt Hamburg, ihrer Oberschicht, aus der ja die beiden Eltern stammten, der Übersee-, Handels- und Siedlungspolitik, an der Familienmitglieder teilhatten, besonders in Brasilien und Mexiko. Aus diesen Studien erwuchs, knappen Ruhezeiten und Arbeitsurlauben abgerungen, noch während des Krieges das fast 800 Seiten starke Buch »Hamburg, Deutschland und die Welt«, zuerst 1943 veröffentlicht, in zweiter Auflage 1955. Es wurde begleitet und bis 1969 hin ergänzt durch eine Publikation Hamburgischer Zeugnisse unter dem Titel »Kaufleute zu Haus und über See«, durch Studien zum Hamburger Biedermeier sowie über »Die Hamburgerin im Zeitalter der Empfindsamkeit«, weiter durch die Geschichte zweier verwandter Senatorenfamilien vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Das Buch trägt den Titel »Gewinn und Verlust, zwei Beispiele für den wirtschaftlichen und sozialen Wandel in Norddeutschland«.

Es werden in diesen Büchern und Schriften grundsätzliche Fragen diskutiert, wie die ob Männer oder materielle Gegebenheiten oder Ideen den Lauf der Geschichte bestimmen; es wird eingehend der Tragik in den deutsch-englischen Beziehungen gedacht und die These Max Webers über den Zusammenhang von Protestantismus und Kapitalismus kritisch erörtert. Das Verbindende bei alledem, so wird man sagen dürfen, war die Integrierung der Familiengeschichte in die Sozialgeschichte. Dies ist dann vollends das Leitmotiv des zweibändigen Werkes von 1963, in Hermann Heimpels Worten, des »intimsten und liebenswürdigsten von Schramms Büchern«. Es behandelt unter

dem Titel »Neun Generationen« 300 Jahre deutscher Kulturgeschichte im Licht der Schicksale einer Hamburger Bürgerfamilie. Der Natur des Gegenstandes gemäß stehen Fragen der wirtschaftlichen und der sozialen Entwicklung im Vordergrund, wobei das hanseatische Bürgertum vom Patriziat der süddeutschen Städte deutlich unterschieden wird. Eine erhebliche Rolle spielt daneben die Auseinandersetzung mit äußeren Eingriffen und Schicksalsschlägen, der Franzosenzeit, dem großen Brand und den schweren Luftangriffen des Jahres 43. Aber der stärkste Akzent liegt doch wohl auf der Geschichte des geistigen und religiösen Lebens. Man wird dabei oft an die Methoden erinnert, die auf dem Gebiet mittelalterlicher Zeichen- und Symbolforschung erprobt worden waren, so wenn Schramm den Stilwandel in Handschriften und Unterschriften auf seinen Ausagewert überprüft, wenn er aus den reichen Beständen an Gelegenheitsgedichten, die er gesammelt hat, die jeweilige geistige Grundhaltung erschließt, oder mit Hilfe erhaltener Bibliotheksverzeichnisse sich um die »Literaturgeschichte der Lesenden« bemüht.

Das Buch die »Neun Generationen« rührt nur in Streiflichtern an die jüngste Vergangenheit. Das dritte Arbeitsfeld Schramms, das noch zu erwähnen ist, die Zeitgeschichte, wuchs ihm aus anderen Bereichen als dem der Stadtgeschichte zu, im Wesentlichen aus seiner militärischen Tätigkeit. Am ersten Weltkrieg nahm Schramm als Kriegsfreiwilliger teil, bei seinem Ende war er Führer einer Schwadron der Schleswiger Husaren. Es gibt eine Aufzeichnung von ihm vom 12. November 1918, die den jungen Historiker in einer Rechenschaftsablegung über den Zusammenbruch zeigt, die bemerkenswert entfernt ist von jeder auch nur leisesten Beziehung zu der kommenden Dolchstoß-Legende. Es war ihm auferlegt, noch einmal Illusionen

zu zerstören und gegen eine Legende vom Verrat anzugehen. Im zweiten Weltkrieg bei mehreren Stäben tätig, zuletzt mit der Führung des Kriegstagebuchs im OKW betraut, war der Major Schramm aufgrund der ihm zugänglichen Informationen früh von der Aussichtslosigkeit des Ringens überzeugt. Als besonders verhängnisvoll erkannte er die Treibstofflage, er hat dazu nachträglich ein Gutachten im Remer-Prozeß erstattet und später diesen Fragenbereich gesondert in der Festschrift für Herbert Kraus erörtert. Auch der Vortrag über das Ende des Krieges von 1963 und die Beteiligung Schramms an dem bekannten Handbuch des »Ploetz« mit einer Geschichte des Zweiten Weltkrieges sind zu nennen. Mit Notwendigkeit führten seine Einsichten und Studien zu einer Konfrontation mit dem Phänomen Hitler. Schramm hat sich dieser Aufgabe gestellt in einem Taschenbuch »Hitler als militärischer Führer« und in der Einleitung zu dem von ihm 1961 herausgegebenen Band IV des Kriegstagebuchs des Wehrmachtstabes. Vor allem aber ist die Auseinandersetzung zu nennen, mit der er die Neuausgabe der Hitlerschen Tischgespräche eröffnete. Er hat sich dabei, außer auf sein sicheres Gedächtnis, auf Unterhaltungen gestützt, die er – als Zeuge in Nürnberg festgehalten – mit zwei ebenfalls inhaftierten Ärzten Hitlers gehabt hat. In der Abwehr soziologischer Interpretation oder geistesgeschichtlicher Ableitung sieht er Hitler als einen hintergründigen und doppelgesichtigen Autodidakten mit beschränktem Horizont, aber fanatischer Willenskraft, nicht zurückscheuend vor infernalischen Konsequenzen. Ob seine Vergleiche mit Robespierre und Stalin ins Schwarze treffen, mag man bezweifeln, aber unbezweifelbar ist die Entschlossenheit des Historikers Schramm, vor keinem heißen Eisen und keinem noch so düsteren Aspekt zurückzusehen.

Es bleibt als Letztes vielleicht die Frage zu stellen, wie er angesichts eines so tiefen und so bewußt miterlebten Sturzes und so manches vorangehenden Mißgeschicks die Quintessenz des letzten Jahrhunderts deutscher Geschichte sah. Schramm hat dazu, unter eben diesem Stichwort, sich zweimal geäußert. Am Ende der »Neun Generationen« und in ähnlichen Worten am Ende des dritten Bandes der Aufsätze. Der Inschrift am Versailler Schloß »A toutes les gloires de la France« stellte er das deutsche Kontrastbild der Heimsuchungen gegenüber, von der großen Pest des 14. Jahrhunderts bis zur Katastrophe von 1945. In dazwischenliegenden Glückszeiten, so meinte er, sei oft das »Gefühl für Maß und Schicklichkeit« verloren gegangen und gewiß hätten wir allen Anlaß, uns der jüngsten Vergangenheit zu schämen. Aber in Notzeiten der deutschen Geschichte hätten sich immer die aufbauenden Kräfte gezeigt, und er sah auch diesmal, oder hoffte jedenfalls, daß es wieder so sein würde. So schloß Schramm seine geschichtlichen Betrachtungen mit dem Worte: Wir sollten – ohne die Stirn zu neigen sagen »Wir sind Deutsche und wollen es bleiben«.





ERICH HECKEL  
31.7.1883–27.1.1970





*Erich Heckel.*



*Gedenkworte für*

ERICH HECKEL

*von*

*Gerhard Marcks*

---

Es war bald nach der Jahrhundertwende, daß sich 3 junge Künstler in Dresden vereinigten unter dem Vorsatz, die deutsche Malerei zu reformieren: Heckel, Kirchner und Schmidt-Rottluff. Sie kamen alle 3 von der Architektur her – auf den Kunstakademien in ihrer subalternen Erstarrung schien ihnen nichts Wissenswertes gelehrt zu werden. Die großen Impressionisten aber hatten ihr letztes Wort gesprochen.

Wo nun sollte diesen Neuerern die Neue Kunst herkommen? Sie waren alle 3 hohe Intelligenzen, denen die Rolle eines »Narren von eigener Hand« nicht anstand. Eine Generation vor ihnen war in Frankreich schon von den Neoimpressionisten die entscheidende Schlacht geschlagen – »das Neue in der Kunst«, sagt Delacroix, »ist das ganz Alte«. Man griff auf die Primitiven aller Kulturen zurück. Fortschritt, wie ihn die Wissenschaft kennt, gibt es in der Kunst nicht. Um dort etwas zu gewinnen, muß man ein andres verlieren.

Für uns aber weht der Wind der bildenden Kunst seit langem aus dem Westen. Der Deutsche ist ein Ohrenmensch, der meist seiner Brille mehr traut als den Augen. Die Veredlung seines höchsten Sinnes ist ihm nie Bedürfnis gewesen – er will verstehen, nicht schauen. So ist sein Verhältnis zur Kunst leicht von des Gedankens Blässe angekränkt.

Daher konnte es auch geschehn, daß im vorigen Jahrhundert bei uns die großen malerischen Begabungen einsam unerkannt abseits blieben.

Man muß die moralische Kraft bewundern, mit der die Künstler, die sich unter dem Namen »Brücke« zusammenschlossen, ihr hohes Ziel verantwortungsbewußt angingen. Formal galt es, das Bild wieder dem alten Begriff des Schildes zuzuführen, d. h. die Illusion der Tiefe (das Loch in der Wand) der Fläche zu opfern und die Hell-Dunkel-Skala durch Farbe zu ersetzen. Den leidenschaftlichen Willen, den *Gegenstand* in ein Kunstwerk zu verwandeln, behielten sie bei; dargestellt wird, was man gesehn hat, Erinnerung verwandelt die Anschauung in Vorstellung. »Was ausser mir ist, ist gerade in mir, ist mein«, sagt Novalis, und »die Kunst wird moralischer sein, wenn sie für die Natur lebt und nach der Natur arbeitet«.

Vincent van Gogh aber, den sie als Propheten verehrten, schrieb: »Aus der Wirklichkeit heraustreten und mit den Farben so etwas wie eine Tonmusik machen? Aber die Wahrheit ist mir zu teuer, die Bemühung, im Arbeiten wahr zu sein, auch. Kurz, ich glaube, daß ich vorziehe Schuster zu sein als Musiker mit den Farben.«

Unsere Dresdener Künstler wären keine deutschen Maler, wenn ihnen nicht die Graphik besonders am Herzen gelegen hätte. Gerade mit dem wiederbelebten Holzschnitt, der Fläche des Brettes, lassen sich Wirkungen erzielen, die auch die Malerei

nun anstrebt. Die Kunstsprache aus dem Handwerk entwickeln! Durch die Steigerung des Formenausdrucks wird der Gefahr des Reindekorativen, Plakathaften begegnet. Walt Whitmans Hymnen erstehn in schwarzen und weißen Linien und Flächen. In Allem aber bleiben die 3, woher sie kamen: Architekten, die ihre Bilder bauen.

Es war Alles in Allem eine glückhafte Situation: die Sorge ums tägliche Brot bei bescheidenen Ansprüchen, die das Leben Vincents und Gauguins so bedrohte, blieb den Brücke-Malern erspart. Und auch die Sorge um Modelle wurde ihnen von vorurteilsfreien Mädchen abgenommen. So konnte ein Tahiti an der Nord- und Ostseeküste gelebt werden. Ateliers aber fanden sich in leerstehenden Läden Dresdens. Für solche Berührungen mit der Umwelt war Erich Heckel zuständig: er mietete Räume, arrangierte Ausstellungen, machte die Correspondenz. Es war Sitte, daß man sich gegenseitig die Ausstellungskataloge mit Holzschnitten ausschmückte.

Schließlich aber wurde ihnen Dresden zu enge – Berlin zog damals alle großen Talente mächtig an. Dort aber kam es, weil man seine Ansprüche bei den Älteren nicht genügend berücksichtigt fand, mit Gleichgesinnten zur Gründung der »Neuen Sezession«, die alsbald von sich reden machte.

Doch unsre Künstler waren zu eigenwillige Individualisten, als daß es nicht auch zwischen ihnen zu Unstimmigkeiten der verschiedenen Temperamente gekommen wäre. So trennte man sich: die »Brücke« hatte ihren Zweck erfüllt. Alle waren nun anerkannte Meister.

Da kam der Krieg.

Erich Heckel wurde von dem Kunsthistoriker Kaesbach mit anderen Malern in eine Sanitätskolonne nach Ostende geholt. Die Kriegserlebnisse vertieften sein zu asketischem Grübeln nei-

gendes Temperament – er nutzte die Gelegenheiten zur Malerei, um das Lazarett mit Wandbildern und Fenstern auszustatten.

Eine aus 2 Zeltbahnen zusammengenähte Leinwand mit dem Bild der Madonna fand später für kurze Zeit den Weg in die Nationalgalerie. Die Landschaften und Seestücke mit ihren weiten flandrischen Horizonten sind ganz erfüllt von der düsteren Erregung jener Tage: ganz Beispiele des deutschen Expressionismus.

Auch Selbstportraits gibt es: Aus schrägen Augen, wie wir sie von den Bildnissen Lucas Cranachs, des sächsischen Hofmalers kennen, schaut ein mönchisches Gesicht dich an, herb und zart.

Ein menschliches Erlebnis schenkte ihm Ostende: die Begegnung mit James Ensor, einer geistesverwandten Seele.

Nach dem Kriege war der Durchbruch der neuen Richtung vollkommen. Die 20er Jahre zeigen alle diese Künstler auf der Höhe des Ruhms – das gesteckte Ziel ist erreicht. Für Heckel erblühte sogar die unschätzbare Aufgabe eines Fresco Wandbildzyklus in einem Erfurter Capellenraum – ein hoffnungsvoller Anfang, der leider keine Fortsetzung fand.

Es kam das Jahr 1933, der Sieg des Ungeistes. Für alle ernsten Künstler Verbannung und Verbot. Der Krieg mit seinen Bombenangriffen vollendete das Werk totaler Zerstörung. Heckel zog sich nach Hemenhofen zurück, wo er das Ende der Bedrückung und seinen 2ten Ruhm erlebte.

Inzwischen aber war eine neue geistige Situation entstanden: der Schrecken saß den Menschen in den Gliedern, der Glaube an die Welt war erschüttert. Wer dachte noch an Delacroix' Worte: »die Kunst sei ein Fest für die Augen!«? Nur das Grelle spricht noch an – Sensation und Überdruß jagen einander, Dis-



harmonie wird gepredigt. – Und Langeweile folgt auf dem Fuße.

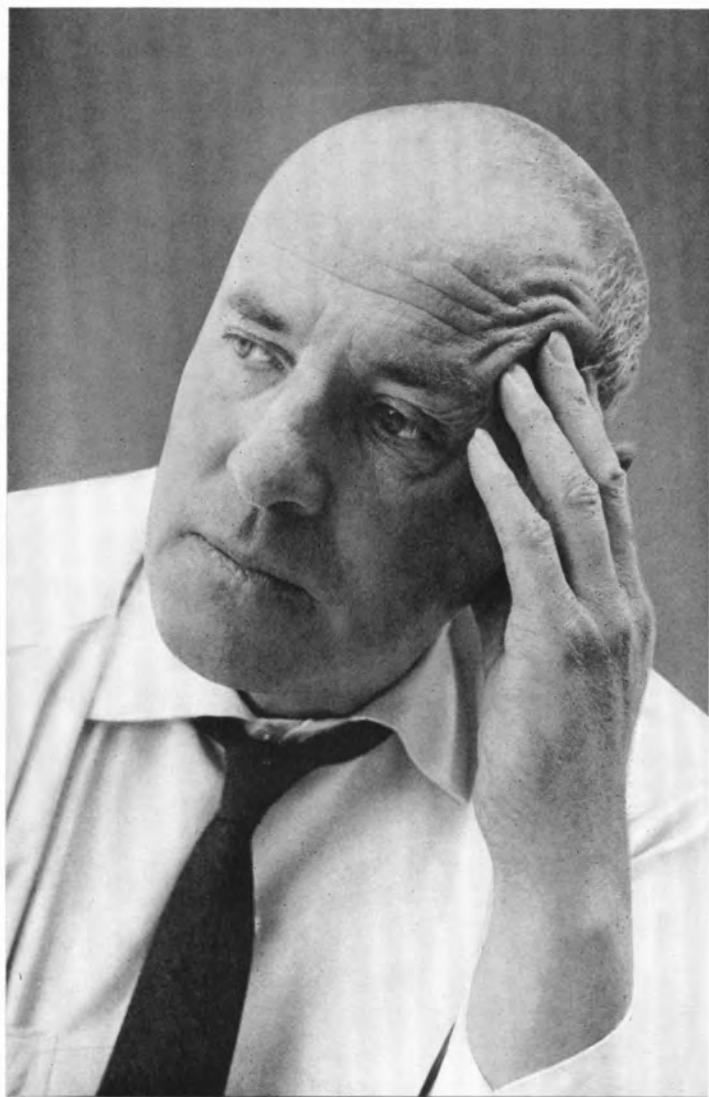
Erich Heckel war den andern Weg gegangen. Heißt es nicht: »Doch Deine Boten, Herr, verehren das sanfte Wandeln Deines Tags«? Vincent aber hatte gesagt: »wir sind da um zu trösten«. Wer wollte leugnen, daß Kunst mit Magie etwas zu tun hat. Doch nur losgebundene Geister verachten die Zucht lebenslang geübten Handwerks. Und muß man denn schreien, um die Wahrheit zu sagen? Muß man denn trampeln, um zu zeigen, daß man Avantgardist ist? In der Kunst gibt es nur den einen Fortschritt: in die Tiefe. So große Coloristen wie Delacroix und schließlich van Gogh suchten nach ihrem eignen Bekenntnis »nicht so sehr außerordentliche Farbeffekte als die Halbtöne«. Dem ordnenden Geist genügt der kleinste Anlaß. – So reich und vielseitig die Themen, so reich ist auch Heckels Palette, im Aquarell, weniger im Öl- und im Temperabild. Hier ist ein Beispiel großer Malerei – um so ergreifender, als sie ohne Gewalt-samkeit, ohne virtuose Eitelkeit vorgetragen ist. Kühne Farbzu-sammenstellungen: ein geisterhaftes Weiß, ein totes Grau, ein blasses Gelb, gebrochenes Violett an überraschender Stelle macht Sensation, ob es nun in harten Gebirgslandschaften oder fahlen Dünen und gläsern verklärten nordischen Himmeln zum Aus-druck kommt.

Die späten Blumenstilleben aber in ihrem »Geheimniszustand« wirken wie Selbstportraits eines dem Chaos entrückten Geistes. Ein großes, unzeitgemäßes, fast möchte man sagen ein unverdientes Geschenk an die deutsche Nation.



**EGON EIERMANN**  
**29.9.1904–19.7.1970**





(21112 111)



*Gedenkworte für*

EGON EIERMANN

*von*

*Rudolf Hillebrecht*

---

Am 2. Juni 1970 wählte das Ordenskapitel den Architekten Egon Eiermann zum Mitglied. Nur wenige Wochen später, am 19. Juli, hatten wir seinen Tod zu beklagen. Wir haben ihn in unserer Mitte nicht erleben dürfen, den künstlerisch vielseitig talentierten, bekenntnisfreudigen, geselligen Menschen, den erfindungsreichen und eigenwilligen Architekten, den kritischen und dem Streit der Meinungen sich stellenden, unter dessen zunehmender Stillosigkeit aber auch leidenden Zeitgenossen.

Egon Eiermann durfte als Berliner gelten, wenn auch Berlin nicht sein Geburtsort ist, sondern Neuendorf im Kreis Teltow, wo er am 29. September 1904 geboren wurde. In Nowawes absolvierte er das Althoff-Realgymnasium und in Berlin, an der Charlottenburger Technischen Hochschule, studierte er von 1923 bis 1927 Architektur, Hans Poelzig, den vitalsten Archi-

tekten der Epoche, sich zum Lehrer und Vorbild wählend; zeit seines Lebens verehrte er ihn als Meister. In Berlin auch verwirklichte er seine ersten Bauten: noch während des Studiums zwei kleine Wohnhäuser in Babelsberg und als junger Diplomingenieur 1928/29 die architektonische Hülle des Kraftwerks West in Spandau, das von der BEWAG (Berliner Elektrizitätswerke AG) errichtet wurde. In Berlin entschied er sich 1930, also in risikoreicher Zeit, für das Wagnis der freiberuflichen Arbeit, deren Anspruch an Intensität allen Tuns er auch erfüllte, nachdem er 1947 auf den Lehrstuhl für Entwerfen der Fakultät für Architektur an der Technischen Hochschule Karlsruhe berufen war. Schließlich: in Berlin schuf Eiermann seinen Kirchenbau, die neue Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, 1957 bis 1963, eine Aufgabe, die ihn ganz forderte, der er sich mit Leidenschaft hingab, nicht zuletzt auch, weil sie sich ihm in Berlin stellte. Mit diesem Bau reihte sich Eiermann in die ansehnliche Schar großer Berliner Baumeister ein und setzte neue Maßstäbe für Qualität, die für die Niveaubeurteilung im ganzen Bundesgebiet durch diesen Bau höher gesetzt wurden, bewies sich aber auch Berlin wieder einmal in der Bedeutung seiner verloren gegangenen Hauptstadtfunktion und noch einmal im Wert seiner zentralen Ausstrahlungskraft.

Es war eine außergewöhnlich problemreiche Bauaufgabe, beladen mit Emotionen voll Widerstreit und erschwert durch widersprüchliche Anforderungen. Eiermann löste sie in ungewöhnlicher und, wie ich meine, überzeugender Weise. – Wie sie zustande kam, habe ich in mancher Beratung miterleben können. – An diesem Bau offenbarte er seine schöpferische Kraft, seine gestalterischen Fähigkeiten, seine Selbstdisziplin; an ihm offenbarte er seine Art, das Wesen der Aufgabe zu durchdenken und sie mit den ihr gemäßen Gestaltungsele-



menten zu erfüllen; an ihm offenbarte er seine Meisterschaft in der Komposition von Raum und Körper, im Handhaben von Maß und Maßverhältnis, von Konstruktionen, Material und Farbe. Dieser Bau ist ein meisterliches Werk, gleich meisterlich in der Beherrschung des städtebaulichen Raumes, der voll nervöser Spannungen vorgegeben war, und in der Gestaltung und Formgebung des architektonischen Gehäuses der Kultstätte, die in ihrer Stille und Verhaltenheit der Gefahr traditionalistischen Mißdeutens und Mißbrauchens durch die ihr eigene Würde entzogen ist. Diese Kirche ist Egon Eiermanns Meisterwerk, und ich bin sicher, daß sie in die Geschichte deutscher Baukunst unserer Zeit aufgenommen werden wird.

Andere Bauten und Arbeiten, die er auf seinem Wege schuf und mit denen er seinen Weg bereitete, zeigen die große Mannigfaltigkeit seiner Interessen und Fähigkeiten, zugleich aber auch die Kurzlebigkeit unseres Tuns in dieser Zeit; denn vieles, allzu vieles aus Eiermanns Schaffen fiel bereits dem schnellen Wechsel anheim, der die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart kennzeichnet. Dazu gehören, bereits von ihrer Art her, Theaterdekorationen, die er für Lothar Müthel am »Theater in der Königgrätzer Straße« und für Gustaf Gründgens am »Schauspielhaus am Gendarmenmarkt« in Berlin Ende der zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre geschaffen hat; auch zählen Filmbauten für die UFA in Babelsberg zu dieser Gruppe. Das Schicksal der Kurzlebigkeit war auch seinen Ausstellungsbauten vorbestimmt, deren beschränkte Nutzungsdauer, von ihm als ein charakteristischer Bestandteil der Aufgabenstellung erkannt, in die Gestaltung des gesamten Baugesüges, seiner Konstruktion und seines Details eindrucksvoll einbezogen wurde: Es waren das die Deutsche Abteilung für die Mailänder Triennale 1954 und insbesondere der Deutsche Pa-

villon, den er mit Sep Ruf für die Weltausstellung 1958 in Brüssel geschaffen hat. Mit diesem Bau stellte sich die Bundesrepublik Deutschland zum ersten Male nach dem Krieg der Weltöffentlichkeit in einer Weise dar, die unter Verzicht auf Pathos und unangebrachten Geltungsanspruch schon allein durch ihren architektonischen Einfallsreichtum, die Harmonie von Raum und Körper und die Unaufdringlichkeit im Angebot der zur Schau gestellten Objekte werbend wirkte. Mit dieser Leistung gewann Eiermann über unsere Grenzen hinaus Aufmerksamkeit und Ansehen.

Die Zeitumstände und insbesondere seine politische Haltung diesen gegenüber ließen Eiermann während der dreißiger Jahre auf den Industriebau »ausweichen«, dessen starke Funktionsbindung in der Stellung der Bauaufgaben ihm nur willkommen war. 1938 schuf er seine ersten Industriebauten, und er nahm diese Aufgabe so ernst wie vor ihm Peter Behrens und Walter Gropius, die mit Industriebauten (für die AEG in Berlin und für die Faguswerke in Alfeld) vor dem ersten Weltkrieg eine neue Baukunst eingeleitet hatten. Diesem Aufgabenbereich, in dem sich ihm neben hohen Ansprüchen an Funktionsfähigkeit, Wirtschaftlichkeit, Veränderbarkeit neue Aufgaben im Meistern ungewohnter Maßstäbe und ungewöhnlicher Konstruktionen und Techniken immer wieder stellten, blieb Eiermann treu, weil er ihn in seiner Neuartigkeit und Vielfalt, in die auch Verwaltungsbauten einbezogen waren, reizte und er in ihm auch eine unserer Zeit aufgegebenen Verantwortung zur Lösung neuer Aufgaben sah. Die Bauten, die er für die Weberei in Blumberg (1949–1951), für die Essener Steinkohlenbergwerke (1956–1960), für das Versandhaus Neckermann in Frankfurt (1958–1961) und für die seit 1967 und 1968 im Bau befindlichen deutschen Hauptverwaltungen der IBM in

Stuttgart und der Olivetti in Frankfurt schuf und vorbildlich gestaltete, haben den Industrie- und Industrieverwaltungsbau bei uns als architektonische Gestaltungsaufgabe von Rang erkennen lassen und einen großen Einfluß, nicht zuletzt auf die allgemeine öffentliche Aufmerksamkeit für diesen breiten Aufgabenbereich, ausgeübt.

So verwandt in ihrer architektonischen Erscheinung sich heute oft Verwaltungsgebäude der öffentlichen Institutionen mit denen der Wirtschaft aus mancherlei Gründen erklärlicherweise zeigen, so wenig berechtigt ist doch das Vernachlässigen der Funktion der Staatsaufgabe, die dargestellt sein sollte, wo sie zum Wesen der Bauaufgabe gehört, mögen die betrieblichen Funktionsansprüche auch immer denen der Wirtschaftsverwaltungen ähneln oder gar gleichen. Dieser wesenseigenen Aufgabe gab Eiermann in dem Neubau der Botschaft unserer Bundesrepublik in Washington (1958–1964) überzeugenden Ausdruck. Wenn ihm das bei dem Hochhaus für die Abgeordneten des Deutschen Bundestages in Bonn vergleichsweise nicht so vollkommen gelang, wie er und andere es sich wünschten, so habe ich zu bemerken, daß dieser Bau ihm mehr Kummer als Freude bereitete, wie er mir 1968 bekannte. Nach seinem Tode erst erfuhr ich in vollem Umfang, wie sehr ihn die Aufgabe der Gestaltung der Hauptstadt beschäftigte, wie sehr er hierbei den Partner Bauherr vermißte, den Bauherrn, der die Aufgabe politisch programmieren sollte, wie tief ihn das unvermeidlich unbefriedigende Ergebnis zahlloser Kompromisse enttäuschte, das zu vermeiden er die größten Anstrengungen engagiert und mutig nicht gescheut hatte.

Eiermann erschöpfte sich nicht in diesen großen Bauaufgaben, so sehr sie ihn auch oft bis zur Erschöpfung seiner physischen Kräfte beanspruchten. Er stellte sich auch vielen kleineren Auf-

gaben, gern auch Aufgaben der Gestaltung von Innenräumen, wann immer sie ihn in der Eigenart der Problemstellung in formaler, funktionaler oder konstruktiver, stofflicher oder fabrikatorischer Art reizten. Dazu gehörten nicht zuletzt die Gegenstände, mit denen eine Industriegesellschaft ihre Wohnungen und Arbeitsstätten gestaltet oder auch mangels besseren Angebots ihre Umwelt mißzugestalten gezwungen bleibt: Möbel, vor allem Stühle und Sessel, Lampen und Haushaltungsgeräte – und nicht zuletzt der Sarg, das letzte Gehäuse, über dessen fragwürdige Formqualität Eiermann unglücklich blieb.

Sein Lehramt in Karlsruhe ließ ihn zum Lehrer und meisterlichen Vorbild für eine große, oft zu große, Schar von Schülern werden, deren Arbeiten sich heute bereits im Bild unserer Städte und Landschaften durch ihre Qualität merklich auswirken. Eiermann, ausgestattet mit Vitalität, Schärfe des Urteils und einem warmherzigen Humor, besaß eine große Ausstrahlungskraft, aber sie allein hätte ihn nicht zu einem Lehrer gemacht, der Schule bildet. Er besaß die Fähigkeit, einen Problemkomplex zu analysieren und aus der Schau des Ganzen die Lösung seiner Teile zu erarbeiten und zu einer Gestalt zu formen, die alle Teile deckte und umschloß; er besaß ein ungewöhnliches Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Aufgabe und eine Selbstdisziplin, die ihn seiner Aufgabe dienen ließ, indem er ihre Elemente beherrschen lernte; er besaß die Gabe, Mitarbeiter und Studenten zu begeistern und zu ermutigen, aber auch sie zu fordern und selbständig werden zu lassen. Seine Schule wird sich bewähren und nicht im formalen Nachbilden verlieren.

Sein kritisches Urteil wurde oft in Preisgerichten über bedeutende Architektur-Wettbewerbe in Anspruch genommen.

Mehrfach begegneten wir uns bei solchen Gelegenheiten, und ich lernte dabei nicht nur seine fachlichen Qualitäten und seine Urteilskraft, seine Zähigkeit in der Pflichterfüllung und seinen Gerechtigkeitssinn kennen, sondern auch sein Temperament und seine Fähigkeit zur leidenschaftlichen Auseinandersetzung in Fragen, um die es lohnte. Gefühle konnten ihn überwältigen, Gefühle der Freude und der Trauer, des Zorns und der Zuneigung. Wir fanden in der beruflichen Arbeit zueinander und in der Sorge, wie es uns gelingen könnte, in ihr Qualität zu gewinnen und zu vermehren. Wenige Monate vor seinem plötzlichen Tode schickte er mir drei Mappen mit Reproduktionen von Zeichnungen und Tuschen aus seiner Schul- und Studienzeit, darunter erstaunlich sichere und kühne Skizzen, Blätter, die er nach Jahrzehnten der Verwahrung durch einen Freund in den USA unerwartet wiedergewonnen hatte. Sie sind für mich kostbar geworden.

Eiermann wurden im Inland wie im Ausland viele Ehrungen als Zeichen hoher Wertschätzung zuteil: die Akademie der Künste in Berlin berief ihn 1955 als Mitglied, die Zentralvereinigung der Architekten Österreichs in Wien 1960 als Ehrenmitglied, das Royal Institute of British Architects in London 1963 als Honorary Corresponding Member; die Technische Universität Berlin verlieh ihm 1965 die Würde eines Dr.-Ing. E. h. Zahlreich sind die Preise und Auszeichnungen, die ihm für seine Gesamtleistung oder für einzelne Arbeiten deutscherseits und durch ausländische Institutionen in Brüssel, Paris, Washington und New York verliehen wurden. 1968 wurde er mit dem Großen Verdienstkreuz zum Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Im Klosterhof von Maulbronn versammelten sich seine Freunde trauernd um ihn. In Buchen wurde er von seinen Nächsten be-

graben. Er hat die Brücke geschlagen, die aus der Zeit des Neuen Bauens der zwanziger Jahre in unsere Gegenwart führte, eine Brücke, die der deutschen Architektur wieder eine Zukunft öffnete.

FRITZ KORTNER  
13.5.1892–22.7.1970







*W. H. R. R.*



*Gedenkworte für*  
FRITZ KORTNER

*von*

*Hans Wimmer*

---

Fritz Kortner hat dem Orden nur wenige Tage angehört. Er ist in Wien geboren und in München im Alter von 78 Jahren gestorben. Mit ihm ist eine bedeutende geistige Kraft erloschen. Das österreichische und das deutsche Theater haben einen Mann verloren, der seinem Wesen nach ein Poet war. Denn was *Kortner* als Schauspieler und Regisseur gestaltete, bewirkte er dadurch, daß er die Dichtung nach-dichtete, noch einmal dichtete, sich mit ihr zu identifizieren trachtete. Werktreue hieß sein Anliegen. Er war ein getreuer Arbeiter auf dem Acker der Dichtung, ein rechter Kunstknecht. Daher forderte er Sichtbarmachung des Schauspiels um jeden Preis, auch mit widersprechenden Mitteln, so der Erschließung der Räume durch deren Verschleierung (*Antonius und Cleopatra*) oder Hereinnahme der Musik (im *Faust*). Er wollte die Verwirklichung der Dichtung in ihrer ganzen Fülle, sie ganz *entbinden*. Wenn z. B. Shake-

speare das Wort aus der Gosse zu hoher Poesie beschwor – so war das nach seinem Sinne, da konnte er den Bogen spannen.

Er fühlte sich aufgerufen zum Richter über die Menschen, die er auf die Bühne stellte: Othello, Geßler, König Philipp, Richard III., Shylock. Der Anspruch des Spezifischen war es, der nach seiner Meinung die Glaubwürdigkeit gewährleistete. Für ihn gründete das Wort im Habitus. Aus dem Habitus floß es in die Atmosphäre.

Er war gequält von tiefem Mißtrauen. Zeit seines Lebens zitterte er um das Festhalten an seinen Grundsätzen, die ja in der Einsicht und in der Verantwortlichkeit des Einzelnen verankert sein mußten. Im Grunde hatte er nur zu sich selber Vertrauen: »Sie machen eben doch alle Kompromisse...« Er selber freilich besaß Kritik, Konsequenz, Geduld und Kunstverstand: »Ich verstehe nicht, warum ich als Künstler meinen Verstand ausschalten soll...«

In *Kortner* steckte etwas dem Bildhauerischen Eigenes, nämlich: er sah die Erscheinung in der *Figur*; in der Art zu stehen, zu gehen, sich zu bewegen. Er durchleuchtete die *Figur*, um Gebärde und Wort zur Geltung zu bringen. Er suchte nach der gütigen Geste für Wahrheit, Recht, Opfersinn, Gemeinheit, Lüge, Blödsinn, Leidenschaft.

Sein Leben war das Korn, das gemahlen wird. Er selber hat den Mühlstein immer feiner eingestellt, je älter er wurde. Er verkörperte Theatergewissen. Gibt es so etwas überhaupt? Heute?, da man hinter alles, was groß ist, ein Fragezeichen setzt, während das Rufzeichen so not täte.

Wem sag ich das? Denen, die ahnen, daß man in Zukunft vergeblich sich auf den Brettern umsehen wird, um den zu finden, der aus festem Kern heraus gestaltet, will sagen: wachsen läßt nach dem Vorbild der Natur – vom Kern über die Erscheinung

zur Idee. Wachstum aber braucht Zeit. Daher die endlosen Proben des Unzufriedenen, die bis zuletzt neuen Anfänge des Ruhelosen --

»Wann ist man schon fertig?« ...



**OTTO WARBURG**

**8.10.1883–1.8.1970**







Otto Warburg.



*Gedenkworte für*  
OTTO WARBURG  
*von*  
*Adolf Butenandt*

---

Wenn man je einem Großen im Geiste das Attribut der Einmaligkeit in seinen Leistungen, in seinem Leben und in seiner Persönlichkeit zuerkennen will, so muß dies für den am 1. August 1970 in Berlin im 87. Lebensjahr verstorbenen Otto Heinrich Warburg gelten. Er war unbestritten einer der größten Naturforscher unseres Jahrhunderts; viele sind geneigt – und ich rechne mich zu diesen – in ihm den größten Biochemiker unserer Zeit zu sehen, auch wenn nicht alle Schlußfolgerungen, die er aus seinen genialen Experimenten gezogen hat, von allen Fachleuten gleichermaßen angenommen wurden. Er wurde verehrt, und er war gefürchtet. »Der Architekt der modernen Biologie«, »Meister in der Kunst des Experiments«, »Der Unabhängige«, »Größe – auch im Irrtum« waren Überschriften über Nachrufe, die man ihm widmete. Die Einmaligkeit der wissenschaftlichen Leistungen Otto War-

burgs wird dokumentiert durch eine ungewöhnlich große Zahl fundamentaler Entdeckungen. Es wäre möglich, die gesamte Geschichte der Biochemie, dieser jungen, für unsere Zeit und für unsere Zukunft so bedeutsamen Wissenschaft, an Otto Warburgs Werk aufzuzeigen. Das Hauptthema seiner Arbeiten galt der Aufklärung der Energie-Umwandlungen im lebenden Organismus. Die Schwerpunkte waren

1. die Zellatmung, die Aufnahme von molekularem Sauerstoff durch die Zelle und seine Verwendung zum oxydativen Abbau (zur »Verbrennung«) der Nahrungsstoffe zu Kohlensäure und Wasser unter Gewinnung von chemischer Energie;
2. die ohne Sauerstoff verlaufenden (»anaeroben«) Abbauprozesse, die »Gärungen«, und deren Energieausbeute;
3. die Photosynthese der grünen Pflanzen, die Assimilation von Kohlensäure zur Synthese organischer Stoffe, unter Abgabe von Sauerstoff und Verwertung der eingestrahltten Lichtenergie, eine Reaktion, von der die Entwicklung aller höheren Lebewesen auf der Erde abhängig ist.

Warburg konnte auf allen diesen Gebieten große, grundlegende Entdeckungen machen, weil er in einmaliger Weise die Methoden weit getrennter Gebiete der klassischen organischen Chemie und der Strahlungsphysik gleichermaßen beherrschte, und weil er zum anderen eine geniale Begabung zum Ersinnen und Entwickeln ganz neuartiger, allgemein verwendbarer biochemischer Methoden besaß.

Die klassische organische Chemie hat Warburg in den Jahren 1903–1906 bei Emil Fischer in Berlin erlernt. Er sagt selbst darüber, daß er »zum engeren Kreis seiner Mitarbeiter gehörend, die Arbeitsweise und Methoden des größten Organikers unserer Zeit kennengelernt« habe. Dem Studium der Chemie in Berlin schloß er ein Studium der Medizin in Heidelberg an,

das er 1911 abschloß. Außer durch Emil Fischer wurde er durch van't Hoff, Nernst und seinen Vater Emil Warburg geprägt, also durch die bedeutendsten Chemiker und Physiker ihrer Generation. Im Anschluß an sein Studium begann Warburg im Strahlungslaboratorium der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, deren Präsident sein Vater Emil Warburg von 1906 bis 1922 gewesen ist, mit Arbeiten über den Quantenbedarf der Photosynthese. »Es war das Laboratorium, aus dessen Versuchen Max Planck im Jahr 1900 sein Strahlungsgesetz ableitete und den Wert des Wirkungsquantums berechnete. Es war das Laboratorium, in dem Emil Warburg die ersten Quantenausbeuten photochemischer Reaktionen gemessen hat.«

Als Pionier für neuartige allgemein anwendbare biochemische Methoden entwickelte Otto Warburg manometrische Methoden zur Messung des Zellstoffwechsels, moderne spektrophotometrische Methoden, mikroanalytische Verfahren und neue Arbeitsweisen zur Isolierung von Zellbestandteilen und zur Kristallisation von Fermenten. Alle diese Methoden gehören heute zum unentbehrlichen täglichen Rüstzeug des Biochemikers.

Warburg selbst hat 1961 die wichtigsten Ergebnisse seiner Forschungen unter Verwendung seiner Methoden und der Kombination von Strahlungsphysik und organischer Chemie in einer Geschichte seines Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Instituts für Zellphysiologie in Berlin-Dahlem zusammengefaßt, und wir wollen ihn mit seinen eigenen Worten hören:

»Mit den Methoden der Strahlungsphysik wurde die Substanz entdeckt, mit der der molekulare Sauerstoff in der lebenden Welt reagiert. Mit den Methoden der organischen Chemie wurde diese Substanz, die eine Eisenverbindung ist, von den Zellen getrennt und kristallisiert.

Mit den Methoden der Strahlungsphysik wurden die Wirkungsgruppen der wasserstoffübertragenden Fermente entdeckt, mit den Methoden der organischen Chemie wurden diese Wirkungsgruppen von den Zellen getrennt und kristallisiert. Aus dem Zusammenwirken der sauerstoff- und wasserstoffübertragenden Fermente ergab sich dann die Kette der Atmungsfermente, die die allgemeine Lösung des Problems der LAVOISIERschen Atmung gewesen ist.

Mit den Methoden der Strahlungsphysik wurden die Oxydoreduktionen, die das Wesen der Gärungen sind, als Wasserstoffübertragungen durch Nikotinsäureamid erkannt, mit den Methoden der organischen Chemie wurde das Primärprodukt der *Oxydations*reaktion der Gärungen kristallisiert und die Verwandlung von Oxydationsenergie in Phosphatenergie chemisch erklärt, so daß man heute diese Energie-Umwandlung mit chemisch reinen Substanzen und kristallisierten Fermentproteinen *in vitro*, in Lösungen vor sich gehen lassen kann.

Mit physikalischen Methoden wurde das ›Leben ohne Sauerstoff‹ der Krebszellen entdeckt und damit ihr ungeordnetes Wachstum erklärt durch eine Form der Energiegewinnung, die zu der Zeit herrschte, als die Erdatmosphäre noch keinen Sauerstoff enthielt, ein Ergebnis, das die letzte Ursache des Krebses in der anaeroben Vergangenheit des Lebens sieht.

Mit den Methoden der Strahlungsphysik wurde der Quantenbedarf der Photosynthese gemessen... Mit den Methoden der organischen Chemie versuchen wir heute, den Photolyten der Photosynthese zu isolieren und dadurch den chemischen Mechanismus zu finden, durch den in den grünen Pflanzen die Lichtenergie in chemische Energie verwandelt wird.«

Das zuletzt genannte Problem konnte nicht mehr bis zu einem allgemein anerkannten Abschluß gefördert werden.

Otto Warburgs geniale Begabung wurde früh erkannt, und auf Rat von Emil Fischer wurde ihm bereits 1913, im Alter von 30 Jahren, die permanente Stellung eines Wissenschaftlichen Mitglieds am neu gegründeten Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie übertragen. 1931 konnte er das für ihn persönlich mit Mitteln der Rockefeller Foundation in Berlin-Dahlem erbaute Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Institut für Zellphysiologie beziehen, dem er bis zu seinem Tode vorstand. Es entsprach seiner eminenten Bedeutung und seinen großen Verdiensten, daß ihm keine Emeritierungsgrenze gesetzt war. Sein Institut wurde auf seinen Wunsch einem Schloß des friederizianischen Reitergenerals von der Marwitz im englischen Landhausstil nachgebildet. Wer Warburg persönlich kannte, sah in diesem Bau wohl ein Symbol für ein Stück echten Preußentums, das in dem ehemaligen Garde-Ulanen-Leutnant der Reserve verkörpert war, und das sich mit einer besonderen Liebe für englisches Wesen und englische Lebensart verband.

Seit Gründung seines Instituts entfaltete Otto Warburg seinen eigenen Arbeitsstil. Er lebte im Laboratorium und experimentierte bis kurz vor seinem Tod; er zeigte kein Verständnis für Gelehrte, die oft und länger ihrem Arbeitsplatz fern bleiben, von Kongreß zu Kongreß reisen und jeder Einladung im In- und Ausland folgen. Er war einer der fleißigsten und diszipliniertesten Wissenschaftler, die man sich vorstellen kann. Er hielt die Zahl seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter klein und bevorzugte die Zusammenarbeit mit technischen Hilfskräften, die er selbst in seinen Methoden und Problemen schulte. Eine ganze Reihe dieser Techniker sind unter Warburg zu bekannten Autoren geworden. Die auch heute noch bestehende Insti-

tutsgemeinschaft, die noch immer die Arbeit nach experimentellen Anweisungen fortsetzt, die Warburg ihr hinterließ, war und ist für jeden Eingeweihten ohne Warburgs langjährigen Diener, Gefährten und Freund Jacob Heiss nicht denkbar.

Anlässlich seines 80. Geburtstages bedankte sich Otto Warburg bei der Max-Planck-Gesellschaft für die ihm von Anfang an gewährte »fast unglaubliche« Freiheit. Ungestört habe er nach eigenem Ermessen arbeiten können, niemals Aufträge erhalten, und niemals habe ihn jemand gefragt, was er künftig tun werde. Die Erfahrung habe gelehrt, daß durch Erfolg belohnt wird, wer von dieser Freiheit Gebrauch mache. Zu ihr rechnete er auch die Freiheit von Lehrverpflichtungen aller Art, denn an Lehre und an Erziehung von akademischem Nachwuchs war er wenig interessiert. Sprach man bedauernd darüber, so pflegte er darauf hinzuweisen, daß Krebs, Meyerhof und Theorell, drei Nobelpreisträger, seine Schüler seien und stellte die Frage, ob er mit ihnen nicht genug für die nächste Generation getan habe.

Der am 8. Oktober 1883 in Freiburg i. Br. Geborene war durch Elternhaus und humanistisches Gymnasium geprägt. Von seiner Persönlichkeit ging eine ungewöhnliche Faszination aus; kein Gesprächspartner konnte sich dem offenen Blick seiner intensiv blauen Augen entziehen. In Gesprächen weitgespannten Inhalts konnte er einen ungewöhnlichen Charme entfalten und bezaubernden Humor offenbaren. Kennzeichnend war seine Liebe zu Tieren, vor allem zu Pferden und Hunden.

Seine Mitarbeiter im Institut bekunden, daß er in der gemeinsamen Arbeit freundlich, hilfsbereit und großzügig war, vorausgesetzt, er war dessen sicher, daß der Partner pflichtbewußt und primär an wissenschaftlicher Arbeit interessiert war. In



wissenschaftlichen Diskussionen waren – nach seinen eigenen Worten – »Sachlichkeit und Wahrheit« seine Ideale; er vermochte sarkastisch zu spotten über »eine Zeit, die Kompromisse liebt, auch wenn es um die Wahrheit geht«. Kritiker seiner eigenen wissenschaftlichen Thesen aber mußten ihn fürchten. Oft hatte er seine unbestechliche Urteilskraft erprobt und hatte erlebt, am Ende von Meinungsverschiedenheiten doch recht zu haben; dadurch festigte sich seine Überzeugung, daß seine Auffassung immer richtig sei. Da er es für gefährvoll hielt, einer als falsch angesehenen Kritik nicht energisch zu widersprechen, gibt es leider Beispiele für harte und verletzende Entgegnungen. Trotzdem haben seine wissenschaftlichen Gegner ihm die »Größe – auch im Irrtum« zuerkennen müssen.

Warburg war immer – auch in jungen Jahren – von der großen Bedeutung seiner eigenen Arbeit und ihrer Ergebnisse überzeugt. Daß ihm der Nobelpreis gebühre, war ihm selbstverständlich, lange bevor er ihm verliehen war. Aber wie recht hatte er! Nicht weniger als dreimal wurde er – jeweils für eine andere Entdeckung – vom Nobel-Komitee des Preises für würdig erachtet. Daß er das erstemal – 1927 – für die Entdeckung der aeroben Gärung der Krebszelle an ihm vorüberging, ist mehr ein Zufall; 1931 erhielt Warburg den Nobelpreis für Medizin für die Entdeckung des Atmungsfermentes und die Aufklärung seiner Funktion, und 1944 wäre ihm für die Analyse der Struktur der Wasserstoff übertragenden Fermente sicher zum zweitenmal der Nobelpreis zuerkannt worden, hätte man nicht inzwischen erfahren, welche Folgen die Verleihung eines Nobelpreises an einen deutschen Staatsbürger unter dem Nationalsozialismus haben konnte, wie entwürdigend er behandelt und wie gefährvoll für Leib und Leben diese Ehrung sich erweisen konnte. Darauf nahm das Nobel-Komitee Rücksicht.

Viele weitere Ehrungen wurden ihm zuteil, er war u. a. Foreign Member der Royal Society, Ehrendoktor der Universität Oxford, Inhaber des Paul-Ehrlich-Preises und der Harnack-Medaille, Ehrenbürger Berlins und Träger höchster staatlicher Auszeichnungen. Den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste trug er mit besonderem Stolz, weil er im Besitz des von seinem Lehrer Emil Fischer selbst getragenen Ordenszeichens war.

Warburgs Freunde haben seine Selbstsicherheit bewundert und bis zuletzt seinen Rat gesucht. Bei Überlegungen über die Berufung Wissenschaftlicher Mitglieder in die Max-Planck-Gesellschaft pflegte er längere Darlegungen über interessante Arbeitsgebiete eines Kandidaten mit der kurzen Frage zu unterbrechen: »Was hat er entdeckt?«, und nie gab er seine Zustimmung zu einer Berufung, wenn die Antwort auf diese Frage nicht eindeutig gegeben werden konnte. Dieses charakteristische Verhalten Warburgs mag zugleich als Hinweis dafür dienen, wie groß sein Einfluß auf die Wissenschaftspolitik der Kaiser-Wilhelm- und Max-Planck-Gesellschaft gewesen ist – und gewiß nicht nur dort. Margret Boveri schrieb in einem Aufsatz zu Warburgs Gedächtnis: »Alle Machthaber, die sich im letzten halben Jahrhundert in unserem Lande ablösten, haben gewußt, daß sie es mit einem Manne zu tun hatten, den sie nicht anrühren konnten. Auch diejenigen der Jahre 1933 bis zum Ende des dritten Reiches. Auch in den Monaten Mai bis Juli 1945, als die Vertreter der sowjetischen Besatzungsmacht im ungeteilten Berlin alleine regierten. Auch nach dem Sommer 1945, als die amerikanische Besatzungsmacht in Dahlem ihr Hauptquartier einrichtete. ...

Was war das Besondere? Ich glaube, es war die Unmittelbarkeit zu leben, die Unmittelbarkeit auch zur Person, die ihm gegen-

über saß, vorausgesetzt, daß sie akzeptiert war. ... »Er kann es sich leisten«, sagten die Kritiker, »er ist ja unabhängig«. Er hat es sich auch geleistet, wenn es gefährlich war. Das schuf die Distanz, die ihn unverletzbar hielt.«

\*

Bibliographische Hinweise: Margret Boveri, »Der Unabhängige«, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. 8. 1970. Hans A. Krebs, »Professor Otto Warburg«, Naturwissenschaftliche Rundschau 1971, Heft 1. Otto Warburg, »Geschichte des Max-Planck-Instituts für Zellphysiologie in Berlin-Dahlem«, Jahrbuch der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e. V. 1961, Teil II.



REDE VON  
WALTHER GERLACH



WALTHER GERLACH

JOHANNES KEPLER

1571–1971

---

Das sind die verwirrenden Zeichen unserer von der Naturwissenschaft geprägten Zeit:

die geistige Erfassung immer weiterer und tieferer Bereiche unserer Welt – und zugleich ein verbreitetes Unverständnis für ihre Art und Bedeutung;

die Verwendung des Wissens zur technischen Realisierung humaner Forderungen – und zugleich zur Entwicklung stets neuer Vernichtungsmittel;

die Betonung der für alle Menschen gleichen Naturwissenschaft als völkerverbindendes Element – und zugleich ihre Förderung im Interesse nationaler, politischer, wirtschaftlicher Macht.

In solcher mit Vernunft nicht faßbaren Lage empfiehlt sich ein fragender Blick auf die Zeit, da die neue Naturwissenschaft in die Geistesgeschichte trat. Denn auch diese war voller Wirren, erfüllt von Machtkämpfen, begründet oder getarnt als Verteidigung oder Reform ideologischer Prinzipien.

Anregung zu solcher Betrachtung gibt die 400. Wiederkehr des Geburtstags von *Johannes Kepler*, dessen Wirken für die Begründung der neuen Naturwissenschaft von besonderer, in mancher Beziehung von entscheidender Bedeutung war.

## I

Johannes Kepler wurde am 27. Dezember 1571 in Weilderstadt geboren. Dank musterhafter schwäbischer Schulverhältnisse kam der begabte, aber schwächliche und durch Blattern an Händen und Augen zeitlebens geschädigte Knabe von der deutschen in die lateinische Schule in Leonberg und nach bestandnem Landexamen über die Klosterseminare Adelsberg und Maulbronn als Stifter an die Tübinger Universität. Knapp 20jährig schloß er das Studium der sieben freien Künste mit der Magisterpromotion als Zweiter von fünfzehn Kandidaten ab, um sich dann dem Studium der Theologie zu widmen.

Noch vor dessen Abschluß 1593 überredeten ihn seine Lehrer, die freigewordene Stelle des Mathematikers an der Protestantischen Stiftsschule in Graz zu übernehmen, deren Besetzung Tübingen zustand.

In Disputationen hatte er sich für das umstrittene, aber nicht verbotene Copernicanische Sonnensystem eingesetzt und zu den innerprotestantischen Streitfragen nicht den extremen Stuttgarter Standpunkt vertreten — man war wohl nicht traurig, den wegen allzu selbständigen Denkens etwas suspekten Kandidaten der Theologie auf eine solch gute Art loszuwerden.

In Graz fällt sein Entschluß, die Theologie aufzugeben. »Sehet, wie Gott durch mein Bemühen auch in der Astronomie gefeiert



wird«, schrieb er 1595 an den Tübinger Lehrer Michael Mästlin mit der Übersendung seines ersten astronomischen Werkes. Dieses machte ihn so bekannt, daß der größte Astronom des Jahrhunderts *Tycho Brahe*, damals am Hof Rudolfs II., ihn einlud, seine jahrelangen astronomischen Beobachtungen mathematisch zu bearbeiten.

Da in Graz durch die Gegenreformation Keplers Stellung in der Luft hing, ging er 1600 nach *Prag* und wurde bald nach Tychos Tod, gerade 30jährig, dessen Nachfolger als Kaiserlicher Mathematikus.

1612, nach der Vollendung seiner »*Astronomia Nova*« und der zwei großen optischen Werke, unmittelbar veranlaßt durch den Tod von Kaiser Rudolph und tiefe Depression durch den Tod eines Kindes und seiner Frau, ging Kepler als Landschaftsmathematiker der Stände Österreich ob der Enns nach Linz, wo er unter anderem das »Werk seines Lebens«, die *Weltharmonik*, und das »Hauptwerk seines astronomischen Schaffens«, die *Rudolphinischen Tafeln*, vollendete.

Als 1626 der Linzer Bauernaufstand jegliche Arbeit unmöglich machte, zog er mit Kaiserlichem Paß nach Ulm, um sein großes Tabellenwerk zu drucken. Mit dessen Vollendung war der Kaiserliche Auftrag erloschen.

Ein neues großzügiges Angebot Kaiser Ferdinands II., das den Übertritt zum Katholischen Glauben voraussetzte, lehnte Kepler recte et candide, grad und rein, ab und nahm im Sommer 1628 das Angebot Wallensteins in Sagan an. Aber dessen Stern begann zu verblassen.

Um dem Kaiser seine Lage darzustellen und die Zahlung der auf 12 694 Gulden angewachsenen kaiserlichen Schuld durchzusetzen, reiste Kepler zum Fürstentag nach Regensburg; er kam krank an und starb am 15. November 1630.

## II

So einfach sich die Stationen des wissenschaftlichen Wirkens darstellen, von welchem 62, darunter 25 größere und große Druckwerke, dazu viele hundert Briefe Zeugnis geben, so schwer waren die Nöte des täglichen Lebens: viel häusliches Unglück, körperliche Leiden aller Art und ewige Sorge um das liebe Geld.

Das an sich gute kaiserliche Gehalt und mit großen Worten versprochene Sondervergütungen gingen zögernd oder gar nicht ein, erst recht nicht, als die Kriegskosten die Kassen leerten.

In ganz handfesten Formulierungen in Widmungsschreiben seiner Bücher und in Eingaben mahnt er Kaiser und Stände. Nur durch zeitvergeudendes Antichambrieren kann er bei den »seines Lamentierens und Molestierens« endlich überdrüssigen Finanzbeamten etwas herauspressen. Hungern aber, wie man oft hört, mußte er nicht; wenn er Geld bekam, wußte er es gut anzulegen – er konnte nicht nur astronomisch rechnen!

Kraft, Zeit und Geld kosteten die zahllosen Reisen zu Pferd, im Wagen, auf dem Schiff, um Papier oder fähige Drucker zu besorgen, um Druck und Korrektur der Werke zu leiten, um die Verhandlungen auf der Messe wegen der Preisfestsetzung und die Überreichung der Widmungsexemplare, was am meisten Geld einbrachte, durchzuführen.

Der *Hexenprozeß* gegen seine alte Mutter zwang ihn, fast zwei Jahre ohne Gehalt in Württemberg zu weilen, bis ihm ihr Freispruch gelang – dank seiner klugen Verteidigung und auch seines Ansehens: »Leider erschien die Beklagte mit ihrem Sohn, dem Kaiserlichen Mathematicus«, steht in einem Protokoll.

Am tiefsten bedrückten ihn die politischen Wirren, die unheil-

vollen Glaubenskämpfe, »jene Geisteskrankheit, die ein gütiger Gott heilen möge«.

Vergeblich hoffte er auf eine ihm Ruhe zum astronomischen Spekulieren gebende Professur in Tübingen. Das Stuttgarter Konsistorium war unerbittlich: Kepler hatte ihm die vorbehaltlose Unterzeichnung der Konkordienformel verweigert: »Mir steht es nicht an, in Gewissensfragen zu heucheln«.

Als ihm Freunde den Ruf nach Bologna verschafften, lehnte er ihn im Hinblick auf die Intrigen gegen Galilei ab, »weil meine Freiheit in Gebaren und Rede nicht zu den Schmähungen, Verdächtigungen, Angebereien benommener Köpfe in Italien paßt«.

So hat Kepler – wie Copernicus, wie Tycho, wie auch Galilei in den entscheidenden späteren Jahren – nie an einer Hochschule gelehrt, vielleicht zu seinem und zu seiner Wissenschaft Glück: »Von den einer Hochschule Verpflichteten – academiae juratis – bezweifle ich, daß sie etwas aufkommen lassen, was sich gegen die allgemeine Anschauung wendet.« Aber gerade dazu führte ihn die Unvoreingenommenheit seines Forschens.

Melanchthon hatte (in den »Initia doctrinae physicae«) dem Copernicus »eitle Spielerei« vorgeworfen; er schreibe »vel amore novitatis vel ut ostarent ingenia«.

Kepler verwahrt sich gegen solche auch ihm gemachten Unterstellungen: »Nicht Neuerungssucht, sondern die Pflicht, das im Innern als wahr Erkannte mit allen Kräften des Geistes auch nach Außen zu vertreten« leite ihn. »So lösen wir Himmel und Natur die Zunge und lassen ihre Stimme lauter erschallen; und niemand zeihe uns der Eitelkeit oder unnützer Mühe.«

### III

Der Name Kepler ist für immer verbunden mit der Erneuerung der Astronomie durch die Entdeckung der Planetengesetze: ihr Lauf in geschlossenen *Ellipsen* mit periodisch sich ändernder Geschwindigkeit um die in einem ihrer Brennpunkte liegende Sonne;

für alle Planeten, einschließlich der Erde, gilt die gleiche zahlenmäßige Beziehung zwischen Umlaufsdauer und mittlerem Sonnenabstand.

Noch größer ist Keplers Bedeutung für die Entwicklung der Naturwissenschaft durch die erste Begründung einer einheitlichen Physik der Erde und des Himmels.

Beides war zu einer Zeit unvorstellbar, deren Denken über die Natur durch naturphilosophische, kirchliche, scholastische Dogmen festgelegt war – selbst ein Galilei hielt an den »natürlichen« Aristotelischen Kreisbahnen der himmlischen Körper fest und sah in den weittragenden Ideen nur eine fanciulezza – eine Keplersche Kinderei.

Keplers Denkart ist primär physikalisch.

»Vom Sein der Dinge zu den Ursachen ihres Seins und Werdens vorzudringen« stellt er schon sehr früh als Grundsatz auf: die *causae physicae*, die natürlichen Ursachen, die Naturgesetze sind aus dem Buch der Natur herauszulesen. Denn »die Welt ist kein göttlich Lebewesen; für ihren Lauf bedarf sie ebensowenig eines Intellekts wie eine Waage, um richtig zu wiegen«.

In scharfem Gegensatz zu Aristoteles geht Kepler davon aus, daß der natürliche Zustand aller körperlichen Materie die Ruhe ist.

Eine Bewegung frei durch den Raum – die eines Planeten um die Sonne wie die eines fallenden Apfels oder Steins – beruht

auf einer quasi-physischen Kraft, vergleichbar mit der gerade von William Gilbert analysierten magnetischen Kraft.

Kraftarme, Kraftstrahlen, Kraftlinien – wie soll er es plausibel machen? – eine *species immateriata* verbinde Sonne und Planeten, verbinde wechselseitig Mond und Erde, auf ihr Ebbe und Flut erzeugend, und ebenso Erde und Stein oder Apfel.

Sie fallen nicht – schon gar nicht aus Aristotelischem Trieb, sich mit der Erde als Mittelpunkt der Welt zu vereinigen.

Erde und Stein ziehen sich gegenseitig an; sie bewegen sich auf einander zu, wo sie sich auch im Weltenraum befinden, freilich die schwere Erde viel weniger als der Stein.

Und zwei Steine, genügend weit von der Erde entfernt, werden sich nicht zu dieser, sondern zu einander bewegen. Denn die Wirkung des »Prinzips« aller körperlichen Materie, ihrer *gravitas*, hängt ab von ihren Massen und ihrer Entfernung.

Die Vollendung dieser Vorstellung im Gravitationsgesetz brachte erst Newton.

»Johannes Keplerus – Newtoni per sidera ductor« – so wollte Friedrich Schiller 1782 auf ein geplantes Kepler-Denkmal setzen.

Wenn heute künstliche Satelliten Erde, Mond, Planeten in deren Gravitationsfeld umlaufen, so bewegen sie sich auf Kepler-Ellipsen. Und wenn sie die berechnete Bahn verlassen, so liegt der Grund darin, daß die zwischen Satellit und Erde, Mond oder Planet wirkende Kraft nicht während der ganzen Bahn auf deren Mittelpunkt gerichtet ist.

Darüber war sich Kepler schon völlig klar, daß die Kraft nur auf den Mittelpunkt eines Körpers gerichtet ist, wenn dieser eine Kugel mit homogener Massenverteilung ist. Gerade deren Inhomogenität über weite Bereiche wird heute aus den Bahnabweichungen der Satelliten bestimmt.

Auch das Wort Satellit für Körper, welche die Planeten umlaufen, hat Kepler eingeführt: 1611 für die von Galilei entdeckten, den Planeten Jupiter auf seinem Lauf um die Sonne begleitenden »Mediceischen Sterne«. Galilei nannte sie Jupiter-Planeten, wir sagen Jupiter-Monde. Aber ob sie gleicher Art sind wie unser Mond, der uns »wie ein treues Hündchen« begleitet, weiß man nicht: eine neue Erscheinung muß einen neuen Namen bekommen: *satellites Jovis*.

Nicht nur durch die Begründung der Astrophysik, auch auf einem rein physikalischen Gebiet wirkte Kepler bahnbrechend: mit der »*Astronomiae Pars Optica*« von 1604 und der »*Dioptrice*« von 1611 wurde er der Begründer der geometrischen Strahlenoptik, gipfelnd in der Konstruktion des Keplerschen Fernrohres, dem die Entwicklung der beobachtenden Astronomie nach Galilei zu danken ist.

Wir nennen die Ableitung der Bildentstehung mit der Lochkamera, mit Linsen und Linsenkombinationen, die erste richtige Erklärung des Auges und der Wirkung von Brillen, weiterhin das photometrische Grundgesetz, die Brechung im Prisma und im Wassertropfen mit Minimum der Ablenkung und Totalreflexion, daraus die Ableitung der Regenbögen.

Aus der atmosphärischen Strahlenbrechung im Vergleich zur Brechung des Lichtes im Wasser leitet er die Dichte der Luft ab – »und ich sage es hier und anderswo, daß die Luft Schwere oder Gewicht hat. Ich weiß wohl, daß ich mir den Tadel der meisten Physiker zuziehe: aber so lehrt es mich die Natur«.

Bemerkenswert ist auch die erste, in wesentlichen Teilen zutreffende Erklärung der Entstehung der leuchtenden Kometenschweife, und der Beweis, daß das Himmelsblau nicht die Farbe des Himmels ist, sondern in der unteren Luft durch die sie durchdringenden Sonnenstrahlen entsteht.

## IV

Kepler war nicht nur andere Wege gegangen als die offizielle Wissenschaft: er hatte sich gegen die herrschende Weltanschauung und die in sie integrierten, seit 2000 Jahren nicht bezweifelten Elemente der Naturphilosophie gewendet – in zwei Worten: Bibel und Aristoteles.

Kepler nennt die Forderung, der Bibel komme auch in den »natürlichen Dingen« das letzte autoritative Urteil zu, schlechthin einen Mißbrauch derselben, dem sich die Theologen widersetzen sollten: »Sie ist kein Lehrbuch der Optik und der Astronomie.«

»In der Theologie bestimmen und entscheiden Autoritäten, in der Naturwissenschaft die Vernunftgründe.«

Mit Stolz sagt er von seiner »Astronomia Nova«, es sei gelungen, »eine Astronomie ohne Hypothesen« zu errichten: »Ich bringe eine Himmelsphysik oder Himmelsphilosophie anstelle der Himmelstheologie oder der Himmelsmetaphysik des Aristoteles.«

Kepler wird damit zum Begründer der Autonomie der exakten Naturwissenschaft: Der Naturforscher ist Priester am Werk des Schöpfers; als Deuter und Verkünder des göttlichen Buchs der Natur hat er »nicht auf den Ruhm der eigenen Weisheit bedacht« zu sein.

Hiermit wird ihm eine doppelte Verantwortung auferlegt: die strenge Bindung an die Wahrheit der Natur und die Ablehnung aller anderen Gesichtspunkte einerseits, andererseits die Verbreitung der in der Natur erkannten Wahrheit ohne Rücksicht auf das »Geschrei der Menge« – ob zustimmend oder ablehnend.

Für beides ein Beispiel.

Mit der Enzyklika »Inter Gravissimas« hatte Papst Gregor 1582 den neuen Kalender eingeführt. Sofort wurde die Frage politisiert: die protestantischen Fürsten lehnten es ab, sich »vom Antichristen in die Kirche läuten zu lassen«, gestützt auch auf Gutachten protestantischer Mathematiker. Kepler, selbst Protestant, tadelt, daß diese sich auch theologischer, statt nur mathematischer Argumente bedienen, und wendet sich in Flugschriften – »Von einem Freund der Wahrheit verfaßt« – gegen solche Unvernunft.

Der neue Kalender ist astronomisch richtig – man unterwirft sich nicht dem Papst, sondern der Wahrheit: »Unsere studia sind unparteiisch, den Menschen nützlich, die der Ruhe, des Friedens und der Einigkeit begierig«.

Das zweite Beispiel.

Um die neuen Einsichten weitesten Kreisen, bis zu den »Garamanten und Indern«, zugänglich zu machen, plante Kepler lange Zeit ein Lehrbuch »für den gemeinen Pöfel, für Leute von Schulbänken minderen Ranges – – allgemein verständlich, billig, in großer Auflage«.

1618–1621 erschienen – zum Teil »zwischen bayerischen Waffen, Verwundeten und toten Soldaten und Zivilisten geschrieben« – die sieben Bücher »*Epitome Astronomiae Copernicanae*«, Keplers umfangreichstes Werk, das wesentlich zur Verbreitung der neuen Naturwissenschaft beitrug; schon 1635 erfolgte ein Neudruck.

Es ist eine umfassende, in der Form von Frage und Antwort geschriebene Darstellung der *eigenen* Astronomie und Physik, von der Copernicus noch nichts ahnte – aber so war Kepler: er mußte der Dankbarkeit Ausdruck geben, daß das Werk des Copernicus von 1543 ihn für die Astronomie begeistert hatte.



Bei einer Betrachtung von Keplers Werk und Wirken darf die *Astrologie* nicht vergessen werden. Man muß sich über ihre damalige Bedeutung klar sein, die in vielem der unserer Technik entsprach, auch im Spiegel der öffentlichen Meinung.

Es ist ja ein auffallendes Faktum, daß die neue Naturwissenschaft wesentlich nicht von irdischen Problemen, sondern von der Astronomie ausging. Diese aber ist – wie Kepler sagt – ein »Hurentöchterlein«: »Nicht die Philosophen, sondern die abergläubischen Chaldäer haben zuerst gelehrt, zwischen Fixsternen und Wandelsternen zu unterscheiden.«

Die Abfassung von Kalendern, Prognostiken und Horoskopen gehörte zu Keplers Amtsgeschäften. Das Horoskop war der Computer jener Zeit: nach Fütterung mit genügend vielen Informationen glaubte man aus ihm das Schicksal des einzelnen, das Geschick der Völker, Erfolg oder Mißerfolg von Planungen zu erfahren – letzten Endes zur Gewinnung und Vermehrung von Macht.

Bei der Förderung von Tycho Brahe und Kepler durch Kaiser Rudolph II., welcher Prag zum Europäischen Zentrum der Wissenschaften und Technischen Künste gemacht hatte, überwog der Wunsch, für solche astrologische Zwecke über möglichst genaue Tafeln der Planetenstände in Vergangenheit und Zukunft zu verfügen – möglichst allein.

Die Erstellung der berühmten Keplerschen »*Tabulae Rudolphinae*« war Auftragsforschung, die schnell zur Geheimforschung entartet. In der Tat verbot der Kaiser den Verkauf von Keplers »*Astronomia Nova*« – das Hauptwerk der Erneuerung der Astronomie ist nur in kleiner Zahl, ohne Angabe von

Drucker und Verleger erschienen. Nur weil der Kaiser die von Kepler ausgelegten Druckkosten schuldig blieb, verkaufte Kepler kurzerhand die ganze Auflage an den Drucker. Doch das nur nebenbei.

Kepler hat dem astrologischen Problem sehr viel Überlegung gewidmet. Er kannte die Gefahr, daß Prognosen aus politischen oder egoistischen Motiven gegeben werden: »Wer den Menschen dienen will, muß gegen zwei niedrige Regungen des Geistes gefeit sein, gegen Ruhmsucht und Furcht.« Die Verführung war groß. Aber der Gedanke, daß gar die Astronomie nur noch astrologischer Zwecke wegen gefördert werde, empörte Kepler: »wenn der Wissenschaft nur noch mit betrügerischen Mitteln geholfen werden kann, so soll sie lieber zugrunde gehen«.

Aber auch aus sachlichen Gründen warnt er immer wieder eindringlich, sich auf astrologische Gutachten zu verlassen. Dennoch richtet er im Streit der Vergötzung und Verketzerung der Astrologie als »Tertius Intervenienti« »eine Warnung an etliche Theologos, Medicos et Philosophos, bei billiger Verwerfung des sterguckerischen Aberglaubens das Kind nicht mit dem Bad auszuschütten«.

Denn die zunächst naturwissenschaftlich, d. h. durch rationale Analyse der Erfahrungsunterlagen zu lösende Frage einer Bindung zwischen Mensch und Kosmos ist für Kepler nur ein Teil des Problems, welches ihn seit seiner Jugend nicht losläßt: Das Suchen nach einem »das Werk der Wissenschaft und des Menschen, das der Natur und das des Schöpfers« umfassenden rationalen Prinzip. Er glaubt dieses in ganz bestimmten harmonischen Zahlenverhältnissen zu sehen, welche der Erfahrung, nicht einer Zahlenmystik entstammen. Mit ihnen verbindet er in dem großen Werk »*Harmonice Mundi*«, der Weltharmonik,

alles das, »was mit den Sinnen erfaßt und das, was mit dem Geist erkannt wird«. Es kommt uns hier auf Einzelheiten ebensowenig an, wie auf den oft gehörten, ja eigentlich trivialen, auch gegen Teile seiner Himmelsphysik gemachten Einwand, daß manches »mit den Sinnen Erfaßte« sich objektiv geändert hat, daß anderes »mit dem Geist Erkannte« heute als zeitgebunden zu verwerfen ist.

Die Wissenschaft ist nun einmal ein Kind ihrer Zeit, – aber auch die Zeit ist ein Kind der Wissenschaft.

Bleibend ist das von Kepler gegebene Beispiel, wie der Naturforscher seiner heute so oft beschworenen Verantwortung gegenüber der Menschheit gerecht wird: Die rationalen Erkenntnisse nicht nur für die Gestaltung der materiellen Lebensformen, sondern für die geistige Haltung zu der Welt, für das ethische Handeln in der Welt nutzbar zu machen – – mit Keplers Worten: »Nach der in der Natur erkannten Ordnung auch die menschlichen Verhältnisse zu ordnen.«

## VI

Unabhängig, selbstbewußt und bescheiden ging Kepler auch als Mensch seinen nicht leichten Weg.

Als Kaiserlicher Mathematicus hatte er die Stellung eines Hofbeamten. Er spielte in der Hofgesellschaft, im Kreis der Räte und der Gesandten eine Rolle – aber (so schrieb er an den ihn hierzu beglückwünschenden alten Lehrer Mästlin): »Ich lebe auf dieser Bühne der Welt als einfacher Privatmann. Ich stelle mich so, als ob ich nicht dem Kaiser, sondern dem ganzen Menschengeschlecht und der Nachwelt diene. In dieser Zuversicht verachte ich mit geheimem Stolz alle Ehren und Würden.«

Kepler genießt Vorteile seiner Stellung und besondere Bevorzugungen, etwa während der schlimmsten Kriegszeit in Linz, trotz der Generalausstaffung der Protestanten, in Wohnung, in persönlichem Schutz und freiem Briefverkehr; die Beschlagnahme seiner »ketzerischen Bücher« – in Zeitungen besonders berichtet – wurde aufgehoben; »Wenige hatten den Vorzug, kein Pferdefleisch essen zu müssen.«

Jede Hilfe erkennt er dankbar an; aber er kann auch dem Kaiser oder den Linzer Ständen gegenüber mit Nachdruck auf seinen Ruf als Gelehrter und die Bedeutung seiner Wissenschaft pochen. Erschrocken und entsetzt über das römische Verbot des Copernicus, der Schriften des Galilei und seiner eigenen Epitome legte er seiner Weltharmonik eine »Admonitio ad Bibliopolas« bei: »Die kirchlichen Stellen mögen sich überlegen, ob man den Ruhm der göttlichen Werke im Volk verbreiten oder mit Zensuren unterdrücken soll.«

Kepler fordert und übt Kritik, »wahre Meinung, nicht schöne Reden, [...] ohne viel Ceremonias academicas oder Titulierens, ohne Scheu« – aber auch ohne das »Gebaren von Haderkatzen« – mit Humor und guter Laune!

In Briefen an höchstgestellte Herren kritisiert er freimütig politische und kirchliche Mißstände. Oft schließt er mit einem versöhnlichen Wort: »Es kann Euch ein Brief nicht willkommen sein, der nicht aus dem Herzen kommt; wenn ich etwas gesagt habe, was nicht dem Amtsstil entspricht, so haltet es den Sitten der Mathematiker zugute; es bedarf keiner Antwort, wir wollen die Astronomie wieder vornehmen.«

Die gleiche Überlegenheit zeigt er, wenn er auf Sorgen und Geschicke anderer, auf eigenes Erleben eingeht: »O curas hominum, o quantum est in rebus inane – Ach, Eure Sorgen, Ihr Menschen, wieviel Eitles liegt in Euren Dingen.«

Nichts Menschliches war ihm fremd. Ein »juvenis pulcher« notiert sich ein Tübinger Professor in seinem Tagebuch über den Studenten Kepler; als ein »homo omnium horarum« wird er in älteren Jahren gerühmt.

Ein Jahr vor seinem Tod – datiert Sagan in Schlesien, in eigener Druckerei, 6. November 1629 – veröffentlicht er einen langen Brief an Jakob Bartsch, den zukünftigen Tochtermann. Es ist ein Rechenschaftsbericht über die Ereignisse der letzten Zeit, über die nächsten Arbeitspläne – voller Hoffnung, doch nicht ohne düstere Vorahnungen. Er schließt: »Wenn der Sturm wütet und der Schiffbruch des Staates droht, können wir nichts Würdigeres tun, als den Anker unserer friedlichen Studien in den Grund der Ewigkeit senken.«

Es ist das Testament eines Gelehrten und Menschen, »der [– so Goethe –] das Wahre anerkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber sich selber ehrt – und von dieser Art war Kepler«.

Seine Stellung in der Geistesgeschichte hat der französische Gelehrte Jean Sylvain Bailly 1779 formuliert: »Kepler est le véritable fondateur de l'astronomie moderne, et c'est un présent que la Germanie a fait à l'Europe.« »Kepler ist wahrhaft der Begründer der modernen Astronomie, und das ist ein Geschenk, welches Deutschland Europa gemacht hat.«



## ANHANG





Aus der Chronik des Ordens  
1970 und 1971

1. Zuwahlen 1970 und 1971  
Wahl des Kanzlers und der Vizekanzler
2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder  
Karl Rahner  
Walther Gerlach  
Gyula Moravcsik  
Theodor Schieder  
Rolf Gutbrod  
Feodor Lynen  
Hans-Georg Gadamer
3. Berichte über die  
Zwischentagung in Freiburg 1970  
Ordenstagung in Bonn 1970  
Trauerfeier für Ordenskanzler Percy Ernst Schramm 1970  
Zwischentagung in Nürnberg 1971  
und Vortrag von Hans Wimmer im Dürerhaus  
am 6. April 1971  
Ordenstagung in Bonn 1971
4. 80. Geburtstag von Hans Rothfels.  
Glückwunsch des Ordenskapitels von Theodor Eschenburg

5. Bildteil

Ordenstagung in Bonn 1970

Zwischentagung in Nürnberg 1971

Besuch des neugewählten Ordenskanzlers beim Bundespräsidenten 1971

Ordenstagung in Bonn 1971

Übergabe der Ordenszeichen an

Rolf Gutbrod

Feodor Lynen

Theodor Schieder

Hans-Georg Gadamer

## ZUWAHLEN

### 1. Am 2. Juni 1970 in Bonn:

Prof. Dr.-Ing. E. h. EGON EIERMANN (Architekt)

Die Übergabe des Ordenszeichens an ihn konnte wegen seines plötzlich erfolgten Todes (19. Juli 1970) nicht mehr vorgenommen werden.

Prof. Dr. Dr. h. c. WALTHER GERLACH (Physiker)

Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 20. August 1970 in der Wohnung von Herrn Butenandt in München.

Regisseur FRITZ KORTNER

Die Übergabe des Ordenszeichens an ihn konnte wegen seines plötzlich erfolgten Todes (22. Juli 1970) nicht mehr vorgenommen werden.

Prof. Dr. Dr. h. c. KARL RAHNER, S. J. (Theologe)

Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 23. Juni 1970 in der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster.

### 2. Am 25. Mai 1971 in Bonn:

#### a) Inländische Mitglieder

Prof. Dr. HANS-GEORG GADAMER (Philosoph)

Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 12. August 1971 in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Prof. ROLF GUTBROD (Architekt)

Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 16. Juli 1971 in der Akademie der Künste in Berlin.

Prof. Dr. Dr. h. c. FEODOR LYNEN (Chemiker)

Die Übergabe des Ordenszeichens fand am 23. Juli 1971  
im Hause von Herrn Butenandt statt.

Prof. Dr. THEODOR SCHIEDER (Historiker)

Die Übergabe des Ordenszeichens fand am 14. Juli 1971  
in der Universität Köln statt.

b) Ausländische Mitglieder

Prof. Dr. Dr. h. c. ALBIN LESKY (Klassischer Philologe)

Prof. Dr. Dr. h. c. ARTTURI VIRTANEN (Biochemiker)

3. Am 4. April 1971 in Nürnberg:

Wahl des Kanzlers und der Vizekanzler.

Es wurden gewählt als

Kanzler Professor Dr. Dr. h. c. KURT BITTEL,

1. Vizekanzler Professor Dr.-Ing. E. h. Dipl.-Ing.

RUDOLF HILLEBRECHT,

2. Vizekanzler Professor Dr. HANS KIENLE.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN  
AN NEUE MITGLIEDER

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

KARL RAHNER

in der Westfälischen Wilhelms-Universität, Münster  
am 23. Juni 1970

Der Rektor der Universität, Prof. Dr. med. H. Rollhäuser hatte den Prorektor, Prof. Dr. B. Kötting, die Altrektoren Predöhl und Ritter, die Dekane aller Fakultäten und die Mitglieder der Katholisch-Theologischen Fakultät sowie Freunde des zu Ehrenden in den großen Sitzungssaal des Schlosses gebeten.

Der Ordenskanzler dankte dem Rektor für den Rahmen, den er für die Übergabe des Ordenszeichens vorbereitet hatte, und skizzierte dessen Geschichte und Bedeutung. Er verlas dann die Laudatio, die von dem Mitglied des Ordens, dem evangelischen Theologen GERHARD v. RAD, aufgesetzt worden war und zur allgemeinen Billigung des Wahlvorschlages geführt hatte:

»Herr Professor Dr. Karl Rahner S. J. ist einer der produktivsten, ideenreichsten und angesehensten Vertreter der katholischen Theologie. Dank einer genauen Kenntnis der neueren Philosophie (1934–36 Studium der Philosophie bei Heidegger)

aber auch eines regen Austauschs mit der protestantischen Theologie fächert seine literarische Produktion zu imponierender Breite aus (8 Bände ›Schriften zur Theologie‹). Besonders hervorgehoben werden muß sein Einfluß in den theologischen Beratungen des Zweiten Vatikanischen Konzils. Seine Stimme wird aber weit über den Bereich der katholischen Theologie hinaus gehört.«

Der Ordenskanzler erläuterte, daß Herr Rahner jetzt im Kapitel die Stelle zufalle, die Herr BULTMANN bis zum Inkrafttreten seiner Altmitgliedschaft innegehabt hat; dieser habe die Lücke ausgefüllt, die durch den Tod von ROMANO GUARDINI gerissen worden sei. Eines Tages würde Herr Rahner das Ordenszeichen zufallen, auf dessen Rückseite des Ordens beide Namen eingraviert seien – zunächst werde ihm ein Ordenszeichen ohne Namen ausgehändigt.

Nachdem dies geschehen war, brachte der Ordenskanzler zum Ausdruck, welche persönliche Freude es für ihn bedeute, daß ihm von Amtswegen die Durchführung dieser Ehrung zugefallen sei. In Kürze werde ein Band mit gesammelten Aufsätzen erscheinen, der fünf Katholiken gewidmet sei: zwei Lebenden, mit denen ihn Freundschaft verbinde, und drei schon Verstorbenen, mit denen er wissenschaftlichen Austausch gepflogen habe. Er verlas dann Worte, die er an Joseph Lortz bei dessen 80. Geburtstag gerichtet hatte, weil sie die Gedanken zum Ausdruck brachten, die ihn auch in dieser Feststunde beherrschten:

»Der von den Nationalsozialisten mit gemeinen Praktiken durchgeführte Kampf gegen die christliche Kirche hat die beiden Konfessionen, die in gleicher Weise angegriffen wurden, einander angenähert, auf beiden Seiten das Bewußtsein wach-

gerufen: Wir sind zwar verschieden, aber gehören doch zusammen! Die Erörterungen des letzten Vatikanischen Konzils, die auf diesem Wege weiterführten, sind daher im protestantischen Lager sicherlich mit der gleichen Anteilnahme verfolgt worden wie im katholischen.

Sollen wir die Hoffnung hegen, daß einmal eine ›Una Sancta‹ die beiden Konfessionen zusammenschließt? Meine von den Nationalsozialisten umgebrachte Schwägerin Elisabeth v. Thadden setzte sich mit Inbrunst für diesen Gedanken ein – ich widersprach ihr und machte geltend, daß wir dadurch der Kraft beraubt würden, uns in der modernen Welt zu behaupten. Reisen in Süd- und Nordamerika, im Balkan und in Asien haben mich inzwischen in dieser Überzeugung bestärkt. Denn auf ihnen bin ich eines erschreckenden Vorgangs durch Augenschein gewahr geworden, dem man die Überschrift geben kann: ›Das Verkümmern der Weltreligionen‹. Von ihm sind bedroht die Orthodoxe Kirche, der Islam, der Hinduismus, der Buddhismus – Ostasien kenne ich nicht aus eigener Anschauung, aber es bildet (soweit ich das beurteilen kann) keine Ausnahme. Unbestreitbar ist, daß überall Regenerationsbestrebungen im Gange sind, um diesen Vorgang aufzuhalten, um womöglich neues Leben zu entfachen. Was wird das Ergebnis sein? Gesamtbelebungen oder Bildung neuer Sekten oder Konventikel, denen die Menge nicht folgt? Hoffen wir, daß die Zukunft meine pessimistische Feststellung widerlegt! Kein Gebiet ist ja gleich unberechenbar wie das religiöse, dessen Geschichte bestimmt war und bleibt durch Reformatoren und Stifter neuer Bekenntnisse.

So unsicher nun alle Prognosen sein mögen – die eine dünkt mich nicht vermessen: auch in hundert Jahren werden sowohl die katholische als auch die protestantische, auf Luther und Calvin sich berufende Konfession lebendig sein.

Weshalb? Weil Luther nicht nur seine Erben gezwungen hat, sich mit den geistigen Bewegungen seiner und der auf ihn folgenden Zeiten, mit Humanismus, Pietismus, Aufklärung, Romantik, Positivismus bis zu den heutigen geistigen Strömungen auseinanderzusetzen, sondern auch die katholische Kirche. Zu den Beschlüssen in Trient wäre es wohl nicht gekommen, wenn Luther nicht gewesen wäre. So könnte man fortführen bis zum letzten Vatikanischen Konzil. Luther hat ihnen, den Katholiken, hat uns, den Reformierten und den Lutherischen, einen Dorn ins Fleisch gedrückt, der uns alle zwingt, jeweils die Welt zu »verkräften«, wie sie sich darbietet, weil sonst das Gegenlager die bessere Antwort auf die aktuellen Fragen und die sozialen Nöte zu geben vermag. Sie und wir sind daher gleichermaßen gezwungen, jeweils das Allerneueste geistig zu verarbeiten, d. h. »modern« zu bleiben. Fänden wir uns in einer »Una Sancta« zusammen, würde diese für beide Lager fruchtbare Spannung wegfallen, würde das jene Gefahr einer Verkrustung heraufbeschwören, die sich in der übrigen Welt abzeichnet. Nein! Respektieren wir uns gegenseitig, bemühen wir uns ständig um wechselseitiges Verstehen; aber belassen wir es bei dem Gegensatz, der nun einmal seit über vier Jahrhunderten zwischen uns besteht, machen wir ihn fruchtbar! Dann behalten wir die Chance, daß sowohl die Katholiken als auch die Protestanten in dem drohenden Verkümmern der Weltreligionen eine Ausnahme bilden.«



Herr RAHNER verlas darauf folgende Antwort:

Sehr verehrter Herr Ordenskanzler, Magnifizenz,  
verehrte Herren Kollegen!

Der Orden »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« scheint mir ein Repräsentant und ein Symbol zu sein für die Einheit des Geistes in Deutschland; eine Einheit, die sowohl die eine Zeit des Geistes, die sich in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auslegt, also die Kontinuität der geistigen Bewegung von der Vergangenheit in die Zukunft bewahrt, als auch eine letzte Einheit zwischen Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften und Künsten. Die Kontinuität des Geistes in der Zeit gilt es zu wahren, sowohl weil man der Beliebigkeit der Gegenwart und der Zukunft nur dann nicht verfällt, wenn man einen kritischen Maßstab aus der Überlieferung mitbringt, als auch weil man das Erbe der Vergangenheit nur bewahrt, wenn man es *verwandelt* in die Zukunft mitnimmt. Die Einheit des Geistes unter den Wissenschaften und Künsten ist zu wahren, so sehr sie sich immer wandelt und in neuer Gestalt zu verwirklichen ist, weil der Mensch eben doch einer ist, mit *einer* Freiheit und mit *einer* Verantwortung, so daß sich vor einem einzigen Richterstuhl alle Wissenschaften und alle Künste gemeinsam zu verantworten haben. Dieser doppelten Einheit dient auf seine Weise der Orden »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste«. Von diesem Dienst her, meine ich, hat auch der Theologe in diesem Orden seinen Platz und seine Aufgabe, und wäre es auch nur die, vor einer falschen, verabsolutierenden Vergötzung irgendeiner solchen einzelnen Wissenschaft und einzelnen Kunst zu warnen und so immer wieder – natürlich mit vielen anderen zusammen und in Selbstkritik sich selbst ge-

genüber – jene freie Offenheit zu erkämpfen, in der allein der Mensch, seine Wissenschaft und seine Künste leben können.

Sie, Herr Kanzler, und das Kapitel des Ordens haben mich in Ihre Reihen aufgenommen. Ich würdige diese hohe Ehre und auch die Pflicht, die damit gegeben ist. Daß diese Pflicht doch auch wieder einfach die ist, die einem Lehrer an einer deutschen Universität auferlegt ist, macht es mir leichter, diese Ehre anzunehmen. Daß ich als katholischer Theologe neben dem großen evangelischen Theologen Gerhard von Rad diesem Orden angehören kann, daß mich diese Auszeichnung dazu noch in besonderer Weise mit Romano Guardini und mit Rudolf Bultmann verbindet, betrachte ich ebenso als Ehre und als eine ganz eigentümliche Freude.

Die Westfälische Wilhelms-Universität Münster hat mich noch in späten Jahren der Gemeinschaft ihrer Lehrer inkorporiert. Vielleicht darf ich diese Ehrung auch als eine solche dieser Universität und als ein Zeichen meiner Dankbarkeit ihr gegenüber betrachten. Ich danke Ihnen, Herr Kanzler, dafür, daß Sie hierher gekommen sind, ich danke dem ganzen Ordenskapitel und allen seinen Mitgliedern und schließlich auch Ihnen, Magnifizenz, dafür, daß diese Feier auf dem Boden der Universität stattfinden konnte. Meinen herzlichen Dank sage ich auch Ihnen, verehrte Herren Kollegen, dafür, daß Sie durch Ihre Anwesenheit jene Verbundenheit der Lehrer einer Hohen Schule bezeugten, die heute mehr als je sinnvoll und notwendig ist.

Nachdem Herr BULTMANN den Text der in Münster gewechselten Worte zur Kenntnis genommen hatte, schrieb er dem Ordenskanzler (Marburg, 21. Juli 1970):

»... Ich brauche kaum zu sagen, daß ich die Worte des Kanzlers mit Freude und voller Zustimmung gelesen habe, wie auch die Antwort, die Herr Rahner Ihren Worten gegeben hat.

Die Hoffnung, daß sich die protestantische und die katholische Konfession zu einer ›Una Sancta‹ zusammen schließen werden, halte ich wie Sie für eine Illusion. Sie haben gewiß recht darin, daß alle Konfessionen und Religionen die Welt ›verkräften‹ müssen, wie sie sich darbietet, also, wie Sie schreiben, das Allerneueste geistig verarbeiten müssen. Die Unterschiede und Spannungen können und sollen gerade fruchtbar werden. Es gilt, einander zu verstehen und sich geistig zu respektieren. Ich möchte hinzufügen: es gilt im ständigen Dialog zu bleiben. Eben das ist auch das hohe Ziel des Ordens pour le mérite, wie es in der Kapitelsitzung im Juni demonstriert worden ist.«

Diese Zeilen werden mit der Erlaubnis des Absenders angefügt, weil sie den in Münster geführten Dialog würdig abschließen und zugleich den Weg nach vorne öffnen.

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

WALTHER GERLACH

in München  
am 20. August 1970

Am 20. August 1970 versammelte sich in der Münchner Privatwohnung von Herrn Adolf Butenandt ein Kreis von Freunden des neugewählten Mitgliedes und seine Gattin (vom Kapitel außer Gastgeber und Kanzler Werner Heisenberg und Hans Wimmer, ferner die Professoren Frey und Lynen, der Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft Schneider, alle mit ihren Damen).

Der Ordenskanzler dankte dem Gastgeber und seiner Gattin für die Vorbereitung des Rahmens, erläuterte Geschichte und Bedeutung des Ordenszeichens und bat dann Herrn HEISENBERG, die Laudatio zu sprechen. Dieser führte Folgendes aus (nachher – der Bitte des Kanzlers entsprechend – auf Band gesprochen):

Lieber Herr Gerlach!

Wenn ich über Ihre Physik zu sprechen habe, so muß ich eigentlich die Geschichte der gesamten Physik in den letzten 50 Jahren in Betracht ziehen; denn Sie gehören noch zu der alten Garde der Physiker, bei denen es Ehrensache war, das gesamte Gebiet der Physik zu kennen und mit allen Techniken, bei Ihnen im experimentellen Gebiet, so wohlvertraut zu sein, daß

man sie zwar vielleicht nicht völlig beherrscht, aber doch jede, wenn es nötig ist, anwenden kann. Sie haben bei Paschen in Tübingen als Spektroskopiker angefangen, und Sie haben dann vor allem zur Spektralanalyse viele wertvolle Beiträge geleistet, insbesondere zum Nachweis von Spurenelementen in chemischen Verbindungen. Sie haben sich auch sonst mit der Strahlung in verschiedenen Bereichen beschäftigt, mit der Röntgenstrahlung, mit den Phosphoren, und eine Reihe von Untersuchungen auf diesen Gebieten zeigt, wie vielseitig Sie sich mit den hier gestellten Problemen auseinandergesetzt haben. Dann haben Sie sich in das Gebiet der Metalle eingearbeitet. Sie haben Untersuchungen über die Vorgänge bei der Kristallisation veröffentlicht, haben sich mit den Einflüssen äußerer Felder auf Prozesse im Metall befaßt; ein großes, zwischen uns gemeinsames Interessengebiet ist später der Ferromagnetismus geworden, wo ich aus Ihren Arbeiten über Koerzitivkraft, über den Nachweis von ferromagnetischen Bezirken und manches Andere, viel über die speziellen Eigenschaften der Ferromagneten gelernt habe.

Ganz besonders wichtig für die Entwicklung der Physik sind aber die Untersuchungen geworden, die Sie mit Hilfe von Atomstrahlen zusammen mit Herrn Stern durchgeführt haben, um die räumliche Quantisierung der Atome nachzuweisen oder zu widerlegen. An diesen Untersuchungen, die ja einen nachhaltigen Einfluß auf den weiteren Gang unserer Wissenschaft ausgeübt haben, ist mir schon ein Zug Ihrer Arbeit aufgefallen, der auch in späteren Untersuchungen immer wiederkehrt. Sie haben in Ihrer Physik eigentlich nicht von vornherein versucht, Neuland zu erschließen oder ganz abenteuerliche Wege zu gehen, um völlig neue Phänomene herauszubekommen, sondern Ihre Arbeit hat irgendwie immer einen kritischen Grundzug.

Sie wollten dort, wo von anderen Physikern behauptet worden war, daß es gewisse ungewöhnliche oder unglaubwürdige Phänomene gibt, nachsehen, ob das wirklich so ist. Sie wollten mit der ganzen Sorgfalt experimenteller Technik, die Ihnen zur Verfügung stand, Klarheit schaffen, Ja oder Nein, über die betreffenden Vorgänge. Daher ist mir bei manchen Ihrer Arbeiten ein bekannter Ausspruch des Göttinger Philosophen und Physikers Lichtenberg eingefallen, den ich hier zitieren will. Lichtenberg sagte einmal: »Es ist wahr, es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Aber zum Ersatz dafür kann man auch feststellen, daß es in unseren Physiklehrbüchern und Kompendien viele Phänomene gibt, von denen zwischen Himmel und Erde auch nicht die geringste Spur zu finden ist.« Sie wollten also kritisch nachsehen, ob es die behaupteten Phänomene gibt, und ein besonders wichtiges Objekt für diese Fragestellung war die räumliche Quantisierung der Atome. Diese räumliche Quantisierung wurde von Theoretikern wie Sommerfeld und Bohr angenommen; aber eigentlich konnte die Behauptung in der Form, in der sie ausgesprochen wurde, gar nicht richtig sein. Denn wenn ein Atom in einem beliebig schwachen, etwa nach oben gerichteten äußeren Magnetfeld nur zwei mögliche Lagen haben kann, sagen wir nach oben und nach unten, und wenn nun dieses beliebig schwache äußere Feld in irgendeine andere Richtung gedreht wird, dann soll es, so behauptete die Quantentheorie, plötzlich nur zwei andere mögliche Lagen geben, parallel oder antiparallel zu dem neuen Magnetfeld, obwohl sich doch, sofern dieses Magnetfeld sehr schwach ist, für das Atom praktisch nichts dabei geändert hat. Also das konnte eigentlich in dieser Form gar nicht wahr sein, und darum war es eine ungeheuer wichtige Aufgabe nachzusehen, was an die-

sen Behauptungen der räumlichen Quantisierung zutrifft oder nicht zutrifft. Sie haben zusammen mit Herrn Stern diese Frage entschieden, und ich erinnere mich noch gut daran, welchen großen Eindruck es uns jungen Theoretikern gemacht hat, daß man nach der durch Ihre Experimente getroffenen Entscheidung eigentlich nicht mehr verstand, wie die Natur mit den sich hier ergebenden Widersprüchen fertig werden könnte.

Aber auch an anderen Punkten hat sich diese Ihre kritische Haltung bewährt. Sie haben z. B. Wüschelrutengänger untersucht und haben jedenfalls bei den speziellen Personen, mit denen Sie zu tun hatten, feststellen können, daß ihre Behauptungen nicht zutreffen, d. h. daß die Aussagen der Wüschelrutengänger nicht durch die Experimente bestätigt werden konnten. Ähnlich kritische Untersuchungen haben Sie über die mitogenetische Strahlung durchgeführt und auch dort haben Sie den Phantasien die sorgfältig geprüfte Realität entgegengestellt. Schließlich erinnere ich mich noch an einen Fall, wo mir Ihre kritische Einstellung ganz besonders hilfreich und tröstlich war. Ich möchte diesen Fall etwas ausführlicher erzählen. Während des Krieges wurde mir einmal vom Luftfahrtministerium ein Brief zugeschickt, mit dem ich um ein Gutachten gebeten wurde über ein neues Verfahren, das entwickelt werden sollte, Flugzeuge mit Hilfe von Röntgenstrahlen abzuschießen. Das Ganze war so phantastisch, daß ich nur in drei Zeilen zurückschrieb, ich hielt dieses ganze Unternehmen für völlig utopisch und unsinnig, und ich dachte, damit sei der Fall abgeschlossen. Es kam aber dann wenige Tage später der Adjutant des Reichsmarschalls Göring zu mir und sagte, ich hätte etwas ganz unmögliches gemacht; für dieses Verfahren, Abschießen von Flugzeugen mit Röntgenstrahlen, seien ja schon Millionen aufgewendet worden, und wenn ich nicht sofort eine ganz sorgfältige

und genau ausgearbeitete Begründung geben könnte, so würde das für mich möglicherweise sehr unangenehme Folgen haben. Ich setze mich also hin und schrieb die Begründung in etwa 10 Schreibmaschinenseiten auf und dachte, daß damit nun das Problem ausgestanden sei; kurz danach fuhr ich, da ich gerade Urlaub hatte, nach Urfeld. Am nächsten oder übernächsten Tag sah ich von der Terrasse meines Hauses in Urfeld aus, daß unten auf der Straße drei Wagen der SS hielten, und es kamen auch schon fünfzehn SS-Leute den Berg herauf zu unserem Haus. Sie können sich vorstellen, daß ich diesem Besuch mit etwas gemischten Gefühlen entgegengesehen habe. Als die Herren da waren, wurde mir mitgeteilt, es sei in wenigen Stunden eine Besprechung über die Frage: ›Abschuß von Flugzeugen mit Röntgenstrahlen‹ in Stuttgart anberaumt, und ich müsse sofort mitfahren, um an der Besprechung teilzunehmen. Ich machte mich also in wenigen Minuten fertig und fuhr, wie Sie sich vorstellen können, in einiger Unruhe von Urfeld nach Stuttgart. Als ich aber in Stuttgart ankam und in dem Versammlungslokal, in dem unsere Sitzung stattfinden sollte, Sie, Herr Gerlach, sah, da fiel mir ein Stein vom Herzen, weil ich wußte: wenn Sie da sind, dann wird sachlich geredet, und wenn sachlich geredet wird, dann kann über das Ergebnis kein Zweifel mehr bestehen. Und es ist Ihnen dann tatsächlich gelungen, durch sehr geschicktes Argumentieren und durch absolute Sachlichkeit und Zuverlässigkeit der Argumente alle, selbst die SS-Leute, zu überzeugen, daß dieses ganze Unternehmen Unsinn war, und es wurde daraufhin auch abgeblasen.

Aus dieser kleinen Episode geht schon hervor, daß Sie eben durch diese unbestechliche Sachlichkeit, durch Ihre kritische Genauigkeit das Vertrauen überall dort gewonnen haben, wo es den Menschen überhaupt auf Sachlichkeit und kritische Prü-



fung ankam. Das war so vor dem Dritten Reich, es war so im Dritten Reich und es war genau so nach dem Dritten Reich. Im Dritten Reich war ja ursprünglich das ganze Uranvorhaben, die Atomenergiegewinnung, in sehr zweifelhaften Händen. Solange man noch hoffen konnte, daß sich dabei große Lorbeeren leicht verdienen ließen, wurden die führenden Posten durch Parteileute besetzt, die nach unserer Meinung gar nicht kompetent waren. Als es sich aber herausgestellt hatte, daß es dort keine billigen Lorbeeren mehr zu gewinnen gab, sondern daß es eben nur noch auf sachliche, nüchterne, kritische Arbeit ankommt, hat man Ihnen die Verantwortung dafür übertragen; und wir, d. h. alle Physiker, die damit zu tun hatten, waren Ihnen unendlich dankbar, daß Sie eine so undankbare Aufgabe in dieser Zeit übernommen haben. Sie haben uns damit eine ganz große Hilfe geleistet.

Dieses Vertrauen haben Sie natürlich auch in der Zeit nach dem Kriege, nach dem Dritten Reich, sehr schnell gewonnen. Man hat Ihnen viele öffentliche Ämter übertragen, in der Deutschen Forschungsgemeinschaft, als Rektor der Universität, und überall wußte man, daß die gestellte Aufgabe, die geforderte Verantwortung, vom sachlichen Gesichtspunkt aus bei Ihnen in den besten Händen war.

Aber man hat Ihnen nicht nur im sachlichen Bereich, sondern gerade auch dort, wo es auf die Persönlichkeit ankommt, das volle Vertrauen geschenkt. An der Aufgabe, die Sie sich nun einmal aufgeladen hatten, sind Sie immer mit dem vollen Herzen beteiligt gewesen. Z. B. damals bei der Göttinger Erklärung wußte man aus Ihrer ganzen Haltung, daß Sie wirklich überzeugt waren von dem, was wir da gesagt und geschrieben hatten, und in der Unterredung, die Sie dann mit Adenauer hatten, haben Sie, so wurde mir berichtet, auch dem Bundeskanzler

völlig unverblümt und sicher und ohne jede Scheu Ihre richtige und gut begründete Meinung gesagt. Es hat mich immer gefreut, daß diese Seite Ihrer Haltung auch von ganz anderen Menschen verstanden worden ist; als ich z. B. droben am Gschwandtner Hof zwischen Mittenwald und Garmisch Ihre Photographie an der Wand des Wirtshauses hängen sah, habe ich mich nicht nur gern daran erinnert, wie Sie, Hahn und Weizsäcker nach der sehr kritischen Unterredung mit Adenauer aus dem Palais Schaumburg kamen, sondern ich habe mich auch darüber gefreut, daß selbst die Bauern im Bayerischen Oberland verstanden hatten, daß der Herr Gerlach jemand ist, der nicht nur ein ausgezeichneter Physiker und Gelehrter sein kann, sondern der auch mit dem ganzen Herzen bei wichtigen politischen Fragen dabei ist, der immer völlig offen das sagt, was er denkt, und der dadurch schwierige Dinge in die richtige Bahn zu lenken versteht.

Die Art, wie Sie immer mit dem ganzen Herzen dabei waren, bei Ihrer wissenschaftlichen Arbeit, bei Ihrer öffentlichen Verantwortung und auch bei polemischen Auseinandersetzungen mit Regierungsstellen oder Kollegen, hat uns anderen immer den größten Eindruck gemacht und hat Ihnen sicher sehr viele Freunde erworben. Sie wissen, daß Sie viele Freunde in der Wissenschaft, aber auch in anderen Bereichen des Lebens besitzen. Vor sechs Jahren zu Ihrem 75. Geburtstag habe ich mir einmal erlaubt, über Sie zu schreiben, daß Sie zu den wenigen Naturwissenschaftlern gehören, bei denen nie das Herz vor dem Verstand kapituliert hat. Wir sind sicher, daß es auch in Zukunft so bleiben wird, und wir wünschen Ihnen und uns, daß wir noch für viele Jahre die Freude haben werden zu sehen, wie Sie mit dem Herzen und mit dem Verstand zugleich Wissenschaft treiben. Das war ja auch der Grund, warum der Or-

den Pour le mérite Sie in sein Kapitel gewählt hat, und wir freuen uns also, daß Sie jetzt zu diesem Kreis gehören. Darf ich Ihnen auch persönlich meinen herzlichsten Glückwunsch dafür aussprechen.

Nachdem Herr GERLACH das Ordenszeichen empfangen hatte, hieß ihn der Ordenskanzler im Kapitel willkommen und betonte dabei, daß er sich ihm persönlich verbunden fühle durch die Liebe und Verehrung, die sie gemeinsam mit OTTO HAHN verbinde – der Verdienste Herrn Gerlachs um die Universität München hatte er bereits eingangs gedacht.

Übergabe des Ordenszeichens an

GYULA MORAVCSIK

in Budapest am 21. Juni 1971

Am 21. Juni 1971 wurden die Ordensinsignien an Professor Dr. GYULA MORAVCSIK, der am 1. Juni 1967 zum ausländischen Ordensmitglied gewählt wurde, übergeben. Da der Ordenskanzler Prof. Percy Ernst Schramm seine für November 1970 nach Budapest geplante Reise nicht mehr verwirklichen konnte, erfolgte die Übergabe durch den Vizekanzler HANS KIENLE.

Herr Kienle berichtet darüber wie folgt:

»Die Überreichung der Insignien des Ordens erfolgte im Rahmen einer kleinen Feier, zu der die Ungarische Akademie der Wissenschaften in Budapest eingeladen hatte. Anwesend waren außer dem Vorsitzenden der I. Klasse der Akademie (Prof. Gerevich, Archäologe), dem Vorsitzenden der mathematisch-physikalischen Klasse (Prof. Dr. S. Konya, Physiker) und dem Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität einige Mitglieder der beiden Klassen, darunter der Direktor der Sternwarte, Prof. Dr. L. Detre mit Frau. Prof. Moravcsik war begleitet von seiner Frau.

In seiner kurzen Ansprache gab der Vorsitzende der I. Klasse der Akademie der Freude darüber Ausdruck, daß ein interna-

tional anerkanntes Mitglied der Akademie eine so hohe Auszeichnung erfahren habe. Es sei das erste Mal in der Geschichte des Ordens, daß ein Ungar aufgenommen worden sei. Mit besonderer Dankbarkeit erkenne man an, daß der Vizekanzler des Ordens persönlich die Insignien nach Budapest bringe, da Professor Moravcsik aus gesundheitlichen Gründen nicht zu einer Tagung des Ordens nach Bonn habe kommen können.

Ich stellte meine Laudation unter den Gedanken, daß Professor Moravcsik seine Forschungen von Anfang an als echter Liebhaber der Wissenschaft außerhalb seiner amtlichen Tätigkeit als Lehrer der klassischen Philologie am Gymnasium und an der Universität durchgeführt habe. Seine Arbeiten stünden damit so recht im Rahmen der Akademien der Wissenschaften, die ihrer Tradition nach Träger der reinen Forschung seien. Es sei mir eine Freude und Ehre zugleich, daß ich ihm mit den Glückwünschen des Kanzlers und der Mitglieder des Ordens die Insignien überreichen dürfe. Ich könne ihm versichern, daß der Orden es sich selbst zur Ehre anrechne, einen so hervorragenden Vertreter der Byzantinistik zu seinen Mitgliedern zählen zu dürfen. Professor Moravcsik dankte mit bewegten Worten, die erkennen ließen, wie sehr er sich über die Auszeichnung freute.«

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

THEODOR SCHIEDER

in der Kölner Universität  
am 14. Juli 1971

Im Dozentenzimmer der Universität Köln wurde vom Ordenskanzler am 14. Juli 1971 Prof. THEODOR SCHIEDER das Ordenszeichen überreicht. Frau Schieder, der Rektor der Universität, Prof. Dr. Mittelstaedt, der Dekan der Philosophischen Fakultät, Prof. Dr. Menze, Ministerialdirigent Dr. Gussone und zahlreiche Kollegen und Freunde waren anwesend.

Der Ordenskanzler dankte dem Rektor dafür, daß die Ordensübergabe in dem schönen Raum der Universität stattfinden könne und hob dann in der Laudatio die Verdienste Prof. Schieders hervor, die das Ordenskapitel bei seiner Wahl bestimmt haben: den Schwerpunkt der Arbeiten mit zentralen Themen der deutschen politischen Geschichte, den universalhistorischen Ansatz, wobei es besonders eindrucksvoll sei, wie der Neuhistoriker mit seinen Untersuchungen und Studien in die allerjüngste Geschichte, ja in die Gegenwartsgeschichte eingreife, die am politischen Leben Interessierten dadurch zur Aufmerksamkeit nötige und dabei auch aktuelle Themen und aktuell gewordene Fragen einschließe. Auf das große Werk Prof. Schieders »Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa« wurde ausdrücklich abgehoben, »weil es ein Standardwerk von hoher Bedeutung ist, das in der Erschließung und

Sichtung aller erreichbaren Quellen ebenso beispielhaft ist wie darin, daß es nicht nur Vorgänge und Geschehnisse schildert, die keinen von uns unberührt lassen können, und mit dem Gerechtigkeitssinn des Historikers festhält, sondern ebenso auch mithilft, Abstand von diesen beladenen Jahren zu gewinnen«.

Anschließend übergab der Ordenskanzler Prof. Schieder das Ordenszeichen, das vor ihm ENNO LITTMANN und PERCY ERNST SCHRAMM getragen hatten.

Darauf nahm Prof. SCHIEDER das Wort und führte aus:

Herr Ordenskanzler!

Für die hohe Auszeichnung, die Sie mir namens des Ordenskapitels verliehen haben, die höchste, die in unserem Lande einem Mann der Wissenschaft zuteil werden kann, danke ich Ihnen aufrichtig und von ganzem Herzen. Ich bin stolz darauf, den *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste tragen zu dürfen, der auf einen um das Geistige verdienten Monarchen zurückgeht und von einem dem Geist zugeneigten Präsidenten einer Republik erneuert wurde.

Freilich empfindet der Betroffene eine Laudatio mit zwiespältigen Empfindungen. Er selbst glaubt zu wissen, wieviel ihm nicht gelungen ist, wo er hinter den eigenen Erwartungen und den Erwartungen anderer zurückgeblieben ist und wo das Fragmentarische an die Stelle des vollendeten Werkes getreten ist. Dazu kommt, daß das, was man ist, man nur zum Teil, zum kleineren Teil sich selbst verdankt und viele andere daran mitgewirkt haben, denen man in einer solchen Stunde Dank schuldig ist. An erster Stelle Elternhaus und Familie, Frau und Kinder, die Zeit mit ihren entsetzlichen und großartigen Gesichtern, die Bewahrung vor Unheil und Unglück bei allen Schicksalsschlägen – all dies kommt zusammen, um den Lebensweg

und das Lebenswerk zu bestimmen. Ich habe hier vielen zu danken, vielen, die noch in unserer Mitte weilen und vielen, die schon von uns gegangen sind.

Daß ich Historiker geworden bin, war nicht von Anfang an sicher und keineswegs ein Entschluß, den ich sicher und unbeirrt gefaßt habe, so sehr mich in der Jugend historisch reiche Stätten wie Augsburg durch ihren geschichtlichen Reichtum gefesselt und wohl auch geformt haben. Als klassischer Philologe, der eigentlich Jura studieren sollte, bin ich zur Universität gekommen, und es ist die unmittelbare Ausstrahlungskraft einiger Historiker gewesen, die mich dann wider eigenes Erwarten zur Geschichte geführt hat. Ihnen habe ich zu danken, vor allem Hermann Oncken, Paul Joachimsen, Karl Alexander von Müller, Hans Rothfels. Von ihnen ist Hans Rothfels noch unter uns und Mitglied dieses Ordens, wenn er auch heute nicht hier sein kann. Ihm danke ich für wegweisende Worte, für das Vorbild, das er uns war und ist und die innere Autorität, die er für uns alle in allen Lebenslagen verkörpert hat.

Wenn ich heute geehrt worden bin, so möchte ich in diese Ehrung die Freunde und Fachgenossen meiner Generation einbeziehen. Viele hat das bittere Los ereilt, vor Vollendung und Leistung aus dem Leben gerissen zu werden. »Namen, die keiner mehr nennt«, wie Gräfin Marion Dönhoff gesagt hat, aber Namen, in denen Möglichkeiten, Hoffnungen und Aussichten enthalten waren, die ins Grab gesunken sind. Diese Generation war keine von Glück gesegnete, und jeder irrt, der ihr nur Versagen vorwirft. Wir wenigen Überlebenden fühlen uns heute noch verbunden mit denen, die vor einem Vierteljahrhundert und früher aus unserer Mitte gerissen wurden.

Zu den Glücksfällen meines Lebens gehört es, daß ich bald nach Krieg und Zusammenbruch an diese Universität Köln berufen



wurde. Ihre Liberalität und Großzügigkeit, ihre Ungezwungenheit und ihre Fülle an originellen und selbständigen Gelehrten hat mich hier gehalten und nicht einmal nach dem heimatlichen München gehen lassen. Ich betrachte es als eine Ehre für diese meine Universität, wenn ich selbst geehrt wurde. Freilich ist auch hier der Horizont verdunkelt, ihr Schicksal ist so ungewiß wie das aller Universitäten unseres Landes. Sollen sie jetzt mangelndem Sachverstand und Politisierung der Wissenschaft, einer Reform preisgegeben werden, die keine ist, weil sie die Bedeutung einer Hochschule auch in der Massengesellschaft nicht an der Effizienz von Lehre und Forschung mißt, sondern ihr von außen Normen auferlegen will, die ihr Wesen zerstören?

Ich habe hier in Köln einen Kreis von Schülern gefunden, denen ich das vermitteln durfte, was für mich die Anziehungskraft der Geschichte ausmachte: eine Brücke zu sein, die gebaut ist zwischen fernster Vergangenheit und ferner Zukunft des Menschen. Sie haben mir ihre Zuneigung und Dankbarkeit in so reichem Maße zum Ausdruck gebracht, daß ich manche zukünftige Unbill in Kauf zu nehmen bereit bin. Es kann nicht alles verfehlt gewesen sein, wenn das Echo heute noch so deutlich hörbar ist.

Historiker in dieser Zeit zu sein, ist kein reines Glück, kein Glück des Erlebnisses, aber auch nicht der Erkenntnis. Hier gilt das Hegel-Wort: Die Weltgeschichte ist kein Boden des Glücks. Vielleicht haben wir im Überschwang dessen, was wir und unsere Väter der Geschichte zutrauen wollten, manche Verfehlungen verschuldet. Die Welt, die wir aus der Geschichte zu verstehen glaubten, will nichts mehr von ihrer Vergangenheit wissen. Aber wir Historiker meinen – und jetzt kommt es auf unsere Standhaftigkeit, Aufrichtigkeit und auf unseren unwan-

delbaren Ernst an –, daß der Mensch auch in einer ungewissen Zukunft der Hybris oder dem Untergang verfallen muß, wenn er vergißt, woher er kommt und woher er stammt. Nicht mehr Gralshüter einer verlorenen Vergangenheit können wir sein wollen, aber Lotsen aus der Vergangenheit in die Zukunft. Ich kann es nicht besser sagen als mit Worten Jacob Burckhardts: »Wenn aber beim Elend noch ein Glück sein soll, so kann es nur ein geistiges sein, rückwärts gewandt zur Rettung der Bildung früherer Zeit, vorwärts gewandt zur heiteren und unverdrossenen Vertretung des Geistes in einer Zeit, die sonst gänzlich dem Stoff anheimfallen könnte.«

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

ROLF GUTBROD

in der Akademie der Künste zu Berlin

am 16. Juli 1971

Die Übergabe des Ordenszeichens an Professor GUTBROD erfolgte am 16. Juli 1971 zu Berlin in der Akademie der Künste, der das neugewählte Mitglied des Ordens zugehört. Anwesend waren der Präsident der Akademie, Prof. Düttmann, die Töchter Herrn Gutbrods und ein Kreis von Freunden und Kollegen.

Der Ordenskanzler ging zunächst kurz auf die Geschichte und auf die Bestimmung des Ordens ein und erwähnte, daß schon 1842, also im Gründungsjahr des Ordens, und 1854 außer Angehörigen der Natur- und Geisteswissenschaften unter den Künstlern Architekten gewesen seien, denen dann im Jahre 1858 Friedrich August Stüler folgte, der gerade in Berlin von solcher Wirkung gewesen ist. Dann wandte sich der Ordenskanzler an Prof. Gutbrod und erwähnte die großen und bedeutenden Leistungen, die seine Zuwahl zum Orden bestimmt haben, nicht nur die lange Serie von Bauten für kulturelle Zwecke, Verwaltung, Industrie und Wohnen, sondern vor allem die Wirkung, die er in Theorie und Praxis über sein eigentliches Berufsgebiet hinaus erzielt hat. Die Tätigkeit in Seattle in den Vereinigten Staaten und als Gastprofessor in Istanbul wurde hervorgehoben, besonders aber das unter Herrn Gutbrods Pla-

nung entstehende Kulturzentrum in Mecca in Saudi-Arabien, »ein Unternehmen so kühn, daß es jeden, der die arabische Umwelt einigermaßen zu kennen meint, geradezu sprachlos machen könnte gegenüber der Gestaltungskraft, mehr noch der Überzeugungskraft, die solches in diesem Lande zu bewirken vermag«. Das von Prof. Gutbrod geschaffene Projekt der Museen am Kemperplatz zu Berlin, dem eine wahrhaft moderne Idee musealer Gestaltung zugrunde liegt, wurde gewürdigt. Dann überreichte der Ordenskanzler Prof. Gutbrod das Ordenszeichen, das erst dessen Lehrer PAUL BONATZ, dann LUDWIG MIES VON DER ROHE und unmittelbar vor ihm EGON EIERMANN besessen hatten.

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

FEODOR LYNEN

in München am 25. August 1971

Am 25. August 1971 fand im Hause von Herrn Butenandt in München die Übergabe des Ordenszeichens an Prof. LYNEN statt. Frau Lynen und fünf Mitglieder des Ordens, die Herren Butenandt, Gerlach, Heisenberg, Weizsäcker und Wimmer waren mit ihren Damen zugegen. Der Ordenskanzler dankte Herrn und Frau Butenandt für die Aufnahme in ihrem Hause, in dem man sich fast zu einer kleinen Kapitelsitzung, zum mindesten zu einer Münchener Kapitelsitzung zusammengefunden habe. Er würdigte kurz die Verdienste von Prof. Lynen und überreichte ihm dann das Ordenszeichen, das zuvor OTTO WARBURG und vor diesem EMIL FISCHER getragen hatten. Dann sprach Herr BUTENANDT über die wissenschaftlichen Verdienste und Leistungen des Herrn Lynen.

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

HANS-GEORG GADAMER

in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften  
am 12. August 1971

Am 12. August 1971 überreichte der Ordenskanzler in Heidelberg dem neugewählten Mitglied HANS-GEORG GADAMER das Ordenszeichen. Die Übergabe fand im Saal der Akademie der Wissenschaften in Anwesenheit des Regierungspräsidenten Munzinger, des Bürgermeisters Gerken und zahlreicher Mitglieder der Akademie statt.

In seiner Rede hob der Ordenskanzler hervor, daß die Reihe der Philosophen, die seit der Gründung zum Orden gehörten, so gleich 1842 mit Friedrich Wilhelm von Schelling begonnen habe und daß ihm seitdem zwölf bedeutende Denker des In- und Auslandes gefolgt seien. Er umriß die ungewöhnlich großen Leistungen und Verdienste Prof. Gadamers und erinnerte daran, daß das neue Ordensmitglied nicht nur in seinen großen Werken philosophische Themen und Probleme im engeren Sinne behandelt und gelöst habe, sondern in weitausgreifenden Untersuchungen von hohem literarischen Rang die Verflochtenheit der Philosophie mit der Antike, mit der Dichtung, mit dem Leben unserer Tage, mit unserem Leben beleuchtet und in unser Bewußtsein gebracht habe. Die Werke »Plato und die Dichter«, »Hölderlin und die Antike«, »Hegel und die antike Dialektik« wurden besonders genannt. Der Ordenskanzler

schloß mit einer persönlichen Erinnerung, indem er schilderte, welche Wirkung auf ihn und seine Studenten im Jahre 1947 in Tübingen die von Herrn Gadamer ein Jahr zuvor in Leipzig gehaltene Rektoratsrede »Über die Ursprünglichkeit der Wissenschaft« ausgelöst habe. Was in dieser Rede über den »ursprünglich menschlichen Grundsinn der Wissenschaft«, über »den Auftrag seitens der Gesellschaft an die Wissenschaft« und – mehr noch – darüber wie »der Mann der Wissenschaft« beschaffen sein sollte, in sehr bewegenden Worten gesagt wurde, sei heute so wahr wie damals und stehe gerade jetzt wie ein nicht zu überhörendes Memento vor uns.

## TAGUNGSBERICHTE

### Zwischentagung

Vom 10.–12. April 1970 fand eine inoffizielle Zwischentagung der Mitglieder in Freiburg/Br. statt.

Es nahmen teil:

Albert DEFANT  
Theodor ESCHENBURG  
Hugo FRIEDRICH  
Werner HEISENBERG  
Erich KAUFMANN  
Marie Luise VON KASCHNITZ  
Hans KIENLE  
Konrad LORENZ  
Gerhard VON RAD  
Wolfgang SCHADEWALDT  
Paul SCHMITTHENNER  
Percy Ernst SCHRAMM  
Emil STAIGER  
Franz WIEACKER  
Hans WIMMER  
Frau Lotte BERGENGRUEN  
Frau Daisy KUHN  
Frau Gertrud RITTER

Vom Bundesministerium des Innern  
Ministerialrat Dr. Carl GUSSONE  
und Frau RAHN.



Der Ordenskanzler begrüßte insbesondere die drei neuen Ordensmitglieder Friedrich, Lorenz und Wieacker sowie die Damen der verstorbenen Ordensmitglieder Bergengruen, Kuhn und Ritter, über deren Erscheinen er sich besonders freute.

Dann besprach man informell die fälligen Zuwahlen und eine Reihe weiterer Fragen.

Die Aussprache und die Berichte über einzelne Forschungsgebiete der Ordensmitglieder waren diesmal so intensiv und anregend, daß die dafür angesetzte Zeit bei weitem nicht ausreichte. Die Diskussion war überaus lebhaft und hielt die Mitglieder des Ordens nach dem gemeinsamen Abendessen bis gegen Mitternacht zusammen. Die Zwischentagung in Freiburg hat abermals, und zwar verstärkt, bewiesen, wie förderlich der Gedankenaustausch ist, den diese Zusammenkünfte möglich machen, und wie nahe sie die verschiedenen Wissenschaftszweige und Künste zusammenzuführen geeignet sind.

Am Sonntag wurde noch ein gemeinsamer Ausflug nach Obermünstertal im Schwarzwald unternommen.

### Die offizielle Ordenstagung in Bonn

Bei der Ordenstagung in Bonn wurden die Mitglieder und ihre Damen am Abend des 1. Juni von dem Rektor und dem Senat der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität empfangen. Die Ansprache des Rektors Prof. Dr. HANS JÖRG WEITBRECHT wird als erstes abgedruckt.

Am 2. Juni waren sie mittags Gäste des Herrn Bundespräsidenten. Bei dem Frühstück hielt der Herr Bundespräsident eine Tischrede, auf die der Ordenskanzler erwiderte. Die Texte werden ebenfalls abgedruckt.

Begrüßungsansprache auf dem Empfang in der Lese- und Erholungsgesellschaft in Bonn am 1. Juni 1970, zu dem Rektor und Senat der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn anläßlich der Kapitelsitzung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste eingeladen hatten.

Sehr verehrte Anwesende!

Senat und Rektor der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn gereicht es auch in diesem Jahr wieder zu hoher Ehre und aufrichtiger Freude, aus Anlaß der Kapitelsitzung so zahlreiche Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste am Vorabend der öffentlichen Sitzung zusammen mit unseren anderen Gästen, insbesondere auch die verehrten Damen der Ordensmitglieder, aufs herzlichste willkommen heißen zu dürfen.

Es kann in diesem Kreise und äußeren Rahmen nicht der Sinn eines ungezwungenen Beisammenseins und damit meiner Begrüßung sein, die Geschichte des ehrwürdigen Ordens zu beschwören. Das schöne Buch, das anläßlich des 125. Jahrestags seiner Gründung erschienen ist, legt davon Zeugnis ab.

Es ist auch nicht meines Amtes, das Werk der den Orden repräsentierenden unter uns weilenden Mitglieder zu würdigen, – das müßte ein stümperhaftes Unterfangen bleiben.

Ebenso widerstrebt es mir jedoch, mich gerade heute abend auf die üblichen protokollarischen Begrüßungsfloskeln für einen erlauchten Gästekreis beschränken zu sollen.

So darf ich Sie um Nachsicht bitten, wenn ich einigen persönlichen Gedanken Ausdruck zu verleihen versuche, die mich bewegten, als ich das Programm der morgigen Sitzung in den Händen hielt.

»Der Teil und das Ganze«, der Titel des Vortrags von Herrn

Heisenberg, könnte wohl, richtig bedacht, nicht nur als Motto über den Reden und Gedenkworten stehen, die wir morgen hören werden, sondern darüber hinaus als Leitmotiv die Polyphonie der gesamten vielfältigen Leistungen des Ordens auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet charakterisieren.

Fühlt man sich angerührt von dem hier sich enthüllenden Kosmos, an dem forschender Menschegeist und künstlerische Schöpferkraft unbeschadet aller jeweiligen Zeitbedingtheit gewirkt haben und weiter wirken, dann verspürt man gleichermaßen mit Stolz und Demut das himmelstürmende Glück des grenzenlosen Ausgreifens, wie die prometheische Tragik oder das erschöpfte Innehalten des Menschenwesens in dieser Welt.

Das Wort »Ehrfurcht« vor dem unentwegten strebenden Bemühen derer, die das Licht der Erkenntnis der Weltzusammenhänge, uns anderen voran, ein Stück weitergetragen haben, oder derer, die uns deutend, aufrufend oder, schöpfend aus dem Reich der Archetypen, eine bedeutungserfüllte Welt neu erschaffend, zu uns selbst führen – das Wort Ehrfurcht also klingt heute wohl etwas pathetisch. Dies gilt insbesondere für eine Jugend, die dazu neigt, Geschichte und Kontinuität als lästigen Ballast zu mißachten, ja zu hassen, um der Mühe des Verstehenmüssens einer Tradition, in welchen Bereichen auch immer, enthoben unbekümmert ihren Kampf für eine bessere Welt führen zu können, wie sie ihrer Imagination entspricht. Sofern es nicht um die Veneration von Göttern wie Mao oder Che Guevara geht, mißtraut sie daher jeder Verehrung großer Menschengestalten als manipuliertem Persönlichkeitskult, und das Alter ist grundsätzlich verdächtig.

Ich möchte mich nun nicht in mein Fachgebiet verlieren und die derzeitig vielfach festzustellende Resonanzverarmung gegenüber bestimmten Werten und zwischenmenschlichen, im

Grunde zeitlosen Konstellationen – auch das Lehrer-Schüler-Verhältnis gehört dazu – in ihrer Verflochtenheit mit neurotischen Komplexbildungen analysieren. Ich möchte dabei natürlich keinen Augenblick einen durch die Gesellschaft als Machtinstrument gesteuerten Autoritätsmythus konserviert sehen, geschützt durch nicht selten bona fide vorwiegend aus Angst vor kommendem Neuem mit einer Art von Winkelried-Mentalität verteidigte Tabus ohne lebendige Substanz. Dagegen zu kämpfen, so sehe ich das auch als Hochschullehrer, ist das Recht einer zukunftsorientierten Jugend, die uns bald abgelöst haben wird und sich das Haus zimmern soll, in dem sie einst wohnen will. Freilich neigt sie dazu, sich in der Wahl ihrer Mittel mitunter gefährlich zu vergreifen und einseitigen Perspektiven zu verfallen. Es darf nicht dazu kommen, daß die Empfänglichkeit für tradierte echte Werte, der Respekt vor wirklicher Leistung und die Ehrerbietung gegenüber denen, die sie vollbringen und vollbracht haben, aus der Skala des Wertvernehmens einfach ausgelöscht werden. Dem entgegenzuwirken müssen sich alle angelegen sein lassen, die irgend mit Erziehung und Bildung zu tun haben, wenn nicht eine seelische Dürre verhängnisvollen Ausmaßes die Folge sein soll. Würdigung und Würde des Einzelnen sind in Gefahr, in gesellschaftspolitisch-soziologische Schablonisierungen eingeebnet zu werden. Dies ist auch ein Zentralproblem der Hochschulreform, die unter Schlagwörtern zu ersticken droht.

Liebe zum Werk eines Dichters, eines Malers oder eines Komponisten, eine sehr persönlich engagierte Verehrung für einzelne Wissenschaftler, Lehrer oder Künstler, das intensive Leben mit bestimmten Werken, ja ein gewisser Introjektionsprozeß der Art, daß man sich sein eigenes Leben, Wachsen und Reifen im Rückblick kaum ohne solche geheimnisvolle Kom-

munikation vorzustellen vermag, – das war noch, als wir Gymnasiasten waren, für viele ausgesprochener- oder unausgesprochenerweise ein Stück Bildung der eigenen Persönlichkeit.

Ich glaube nicht, daß ich hier der Täuschung des Rückblickens auf ein so nie dagewesenes goldenes Zeitalter unterliege. Viele Beispiele meiner Erfahrung mit jungen Menschen bestärken mich außerdem in dem Glauben, daß sich der bewahrende und zukunfts tragende Wert einer Institution wie die des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste allen ephemeren Kassandrarufen zum Trotz als eine Hochburg des Geistes erhalten wird.

Zum Schluß sei es mir vergönnt, zwei der hier anwesenden Ordensmitglieder mit einem bescheidenen Wort des Dankes anzusprechen.

Als ich aus der Kriegsgefangenschaft zurückkam und die blutige Gewaltherrschaft zugrunde gegangen war, da war das erste Gedicht in deutscher Sprache, das mich gewissermaßen willkommen hieß in der dem völligen Untergang nahen, aber befreiten Heimat die »Rückkehr nach Frankfurt«, Ihre unvergleichlichen und unvergeßlichen Verse, verehrte Frau von Kaschnitz. Die schluchzende Erschütterung der ersten Begegnung mit Ihrem Gedicht ist mir heute gegenwärtig wie damals. Sie schildern die Vision am Hirschgraben:

Und das Haus war ein Loch, ein Kellerschacht,  
Ein Haufen Dreck zum Hohn.  
Und Schilder waren dort angebracht  
Darauf stand: Besitz der Nation,  
Ich las die Zeichen traumgenau  
Über dem wehenden Gras.  
Gestalten bückten sich ins Grau  
und sammelten irgendetwas.

Und plötzlich stand am Straßenrand  
Er selber in Fleisch und Blut,  
Er trug nicht den blauen Rock mit dem Band  
Und nicht den Campagnahut.  
Er trug nicht einmal sein eignes Gesicht,  
Ich wußte nur: er war da,  
Und ich erschrak wie vorm jüngsten Gericht,  
Weil er sein Haus ansah.

Ich möchte, verehrte Frau von Kaschnitz, diese Stunde benutzen dürfen, um Ihnen zu danken.

Nicht weniger möchte ich nunmehr Ihnen, verehrter Herr Zuckmayer, dafür danken, was Ihr Dichten und Schaffen und was Ihre menschliche Herzenskraft mir seit meiner Gymnasialenzeit an Bereicherung, Erschütterung, innigster Erheiterung und ganz schlichter Beglücktheit darüber gegeben haben, daß Sie auf der Welt sind. Ich glaube kaum, daß es eine Zeile von Ihrer Hand gibt, die ich nicht kenne und liebe. Vielleicht sollte man in diesem kurzen Leben weniger zurückhaltend damit sein, sich denen auch mitzuteilen, ohne deren Wirken und Schaffen man selbst ärmer wäre.

Sie haben einst zum 70. Geburtstag des von uns beiden verehrten, bewunderten und geliebten Gerhart Hauptmann einen Trinkspruch ausgebracht oder vor sich hin gesungen, in dem es heißt:

Laßt mich das Glas erst leeren,  
Das mir die Zunge locker macht:  
Ich möcht' ihn schallend ehren,  
Doch stockt der Korb im Förderschacht –  
Denn Mannesdank und Liebesglück  
Hält man im Herzen gern zurück.

Aber nun möchte ich die Geselligkeit nicht länger aufhalten und das, was mich angesichts der Geschichte und der Gegenwart des Ordens besonders bewegt, in einem Wort zusammenfassen, das mir der hochbetagte Gerhart Hauptmann, der selbst Mitglied des Ordens war, vor dreißig Jahren einmal vom Wiesenstein schrieb, in einem Brief, den ich immer sozusagen als meinen Gesellenbrief in meinem Beruf als Psychiater besonders in Ehren gehalten habe.

Es heißt darin zum Schluß: »Lassen Sie mich Ihnen die Hand drücken. Die Kommunikation von Mensch zu Mensch, von Geist zu Geist ist ja das Wesen eines höheren Lebens.«

Bundespräsident GUSTAV W. HEINEMANN hielt bei einem Essen mit den Mitgliedern des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste am 2. Juni 1970 in Bonn folgende Tischansprache:

Verehrte Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste,  
meine Damen und Herren!

Die diesjährige Kapitelsitzung Ihres Ordens, den der erste Bundespräsident Prof. Heuss gern als einen »Areopag des Geistes« bezeichnete, gibt mir zum erstenmal Gelegenheit, mit einem größeren Kreis der Mitglieder zusammenzusein. Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, welche Freude es für meine Frau und mich ist, Sie als unsere Gäste begrüßen zu dürfen.

Man sagt mir nach, daß ich Ordensverleihungen mit Skepsis gegenüberstehe. Zur Klarstellung möchte ich darauf hinweisen, daß meine Bedenken sich in erster Linie aus der immer wieder erfahrenen Unmöglichkeit ergeben, Orden wirklich gerecht zu

verteilen. Beim Bundesverdienstkreuz zeigt sich das vor allem in dem Übergewicht der Angehörigen des öffentlichen Dienstes unter den Ordensträgern.

Der Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste ist anders geartet. Er wurde 1842 aus der Erkenntnis gestiftet, daß Orden und Ehrenzeichen nicht allein den Soldaten, den Diplomaten und Hofbeamten zustehen. Mit ihm sollten auch die geehrt werden, die als Wissenschaftler und Künstler Großes und Bleibendes leisten. Daß ein preußischer König, Friedrich Wilhelm der IV., auf Rat Alexander von Humboldts diese für seine Zeit fortschrittliche Initiative ergriff, mag jene in Verwirrung bringen, für die Preußen und der Beelzebub gleicherweise Ausdruck für alles Böse und Schlechte sind.

Das Besondere der Ordensstiftung Friedrich Wilhelm des IV. bestand auch darin, daß Wissenschaftler und Künstler des Auslandes in den Kreis der Mitglieder des Ordens einbezogen werden sollten; vor allem aber in der für die damalige Zeit bemerkenswerten Bestimmung, nach der nicht dem Monarchen, sondern den Mitgliedern des Ordens selbst das Recht zugestanden wurde, durch Wahl zu bestimmen, wer in den Kreis der Auszeichnenden aufzunehmen sei. Nicht das Prinzip der Belobigung durch das Staatsoberhaupt war und ist Kennzeichen dieser Auszeichnung, sondern die Auswahl durch ein Gremium von Ausgewählten.

In den 128 Jahren, die seit der Stiftung des Ordens vergangen sind, hat sich im politischen und wirtschaftlichen Bereich fast alles von Grund auf verändert. Die technische und industrielle Entwicklung hat der Welt ein anderes Gesicht gegeben und zur Umwälzung der gesellschaftlichen Strukturen geführt. Die Bedeutung von Wissenschaft und Kunst für die Entwicklung aller Lebensbereiche aber ist dabei keineswegs geringer geworden,



sondern noch gewachsen. Darum ist die Weiterführung dieses Ordens sinnvoll.

Das Verdienst, daß die Idee und die Institution dieses Ordens die beiden Weltkriege und ihre Folgeerscheinungen überlebt hat, ist vor allem zwei hervorragenden Persönlichkeiten zu verdanken: Adolf von Harnack und Bundespräsident Prof. Heuss. Das Schreiben an das preußische Staatsministerium für Wissenschaft und Künste, mit dem Adolf von Harnack 1919 für die Beibehaltung des Ordens plädierte, könnte gestern geschrieben sein: Es hat nichts von seiner Gültigkeit verloren.

Der Initiative von Prof. Heuss zur Wiederbelebung des in der Zeit des Nationalsozialismus fast ausgestorbenen Ordens verdanken wir die Möglichkeit, eine Tradition fortzusetzen, die jedem Land und jedem Staat zur Ehre gereicht. In diesem Kreise brauche ich nicht daran zu erinnern, daß der Pour le mérite für Wissenschaften und Künste von Anfang an als ein Orden nicht nur für preußische Staatsangehörige verstanden wurde, sondern die Wahl auch solcher Wissenschaftler und Künstler, die in anderen Staaten als in Preußen lebten, zur Regel gehörte. Wenn ich unter den heute anwesenden ausländischen Mitgliedern solche aus Westen und Osten begrüßen kann, so sehe ich darin die Absicht des Ordens dokumentiert, die Verbundenheit von Wissenschaft und Kunst in der ganzen Welt über Trennendes hinweg zu stärken.

Ich hebe mein Glas und trinke auf das Wohl aller anwesenden und abwesenden Mitglieder des Ordens Pour le mérite und auf das Weiterbestehen des Ordens.

Der Kanzler des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, Prof. Dr. PERCY ERNST SCHRAMM, erwiderte mit folgender Ansprache:

Herr Bundespräsident, gnädige Frau,  
meine Herren Bundesminister, meine Damen und Herren!

Mir fällt als Kanzler die Aufgabe zu, Dank zu sagen, und zwar in diesem Falle nachdrücklichen Dank. Denn ich wende mich an Sie, Herr Bundespräsident, als unseren Protektor. Wir haben Ihnen zu danken dafür, daß Sie sich tief hinein gedacht haben in die Aufgabe, die uns durch unseren Gründer zugefallen ist und die wir festgehalten haben über die Zeiten jener beiden Männer, die Sie mit Recht als die für uns entscheidenden hervorgehoben haben: Harnack und den unvergeßlichen Theodor Heuss. Wenn er nicht eingegriffen hätte, wären die drei letzten wahlberechtigten Männer gestorben und die Tradition wäre abgerissen.

Wenn ich nun dieses Wort »Tradition«, das in Ihren treffenden Worten vorkommt, aufgreife, so darf ich eine kleine Korrektur anbringen. Wir haben wohl eine Tradition. Aber eine Tradition, das haben wir erfahren, läßt sich nur dann fortsetzen, wenn sehr viel über Bord geworfen wird. Denn wir gehen eben mit der Zeit, und so haben wir es formuliert bei unserem 125-jährigen Jubiläum: unsere Aufgabe kann nur darin bestehen, Garanten der Kontinuität zu sein. Das scheint uns Historikern ein ganz entscheidendes Faktum zu sein. Auch in der französischen Geschichte ist der Faden immer wieder abgerissen. Aber mich hat tief beeindruckt, die Inschrift über dem Museum von Versailles zu sehen: »toutes les gloires de la France«.

Das läßt sich nicht wörtlich ins Deutsche übersetzen; denn »Ruhm« kennt in der deutschen Sprache keinen Plural. Aber es hat die Bedeutung, daß mit diesem Museum die Zeit Napo-

leons I. glorifiziert wird ebenso wie die Zeit von Louis Philippe, von Napoleon III. und der Dritten Republik. Die Franzosen dürfen sich sagen: »Je mehr unsere Geschichte gewechselt hat, wir sind jedesmal weitergekommen.« Damit verglichen ist unsere Geschichte eine Unglücksgeschichte. Sie ist 1918/19 abgerissen und nach 1933 – möchte ich sagen – aus den Angeln gehoben worden. Wir haben es dann schwer gehabt, 1945 wieder anzufangen. Aber die Deutschen leben weiter, und das heißt, die deutsche Wissenschaft – beinahe erwürgt – lebt weiter. Bei den Künsten ist es ebenso.

Aus diesem Bewußtsein kommen wir immer wieder zusammen und freuen uns über das Wiedersehen in unserem Kreise. Heute haben wir, nachdem wir uns schon gestern lange besprochen hatten, wieder die Wahlen vollzogen. Dabei hat sich das beglückende Gefühl, das unsere ganze Tagung beherrscht, wieder bestätigt. Es besteht normalerweise eine große Spannung zwischen Naturwissenschaftlern und Geisteswissenschaftlern. Aber bei uns haben wir eine Brücke geschlagen. Erst recht gibt es eine große Kluft zwischen den Künstlern – seien es nun Architekten oder Dichter oder Schriftsteller – und den Gelehrten. Aber wir haben uns zusammengefunden und dürfen sagen, wir sind ein Kreis von Freunden geworden. Unsere Auseinandersetzungen, in denen wir uns gestern und heute gegenseitig angehört haben, führen immer wieder zu einem guten Ergebnis.

Damit komme ich auf den Anfang Ihrer Worte, Herr Bundespräsident, zurück: wir tragen keinen Orden, sondern ein Ordenszeichen. Wir ehren Sie als unseren Protektor, und wir brauchen diesen Rückhalt. Aber wir haben das Recht, zu kopieren, das heißt: wir allein haben das Recht, zu wählen. Insofern ist ein Prinzip bei uns wieder lebendig geworden, das die mittelalterlichen Ritterorden ausgezeichnet hat.

Nun ist es so, daß die Fürsten sie geschaffen haben, aber sie unterstellten sich dann den Ritterschaftssitten und konnten nicht beliebig ernennen. Diese Ritterschaft kooptierte. Dies ist auch das Prinzip, das Friedrich Wilhelm IV., beraten von Alexander von Humboldt, wieder lebendig gemacht hat. Wir sind Ihnen sehr dankbar, Herr Bundespräsident, daß Sie den Orden Pour le mérite in Ihren Worten deutlich abgehoben haben von den normalen Orden. Es ist erschreckend, wieviel Orden es in der Welt gibt. Jeder Staat, der neu gegründet ist, fängt ja zunächst einmal an, Orden zu schaffen. Damit wollen wir nichts zu tun haben, und so kann ich zusammenfassen, was ich auf Ihre Worte zu entgegnen habe: Alles was Sie gesagt haben, wird bei allen Mitgliedern des Kapitels lebhafteste Zustimmung finden. Auch unsere ausländischen Freunde, die zu uns gekommen sind, werden es bejahen. Deshalb danken wir Ihnen von Herzen für das Verständnis, das Sie dem Wesen der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite entgegengebracht haben.

Ich bitte die Mitglieder des Kapitels und die weiteren Gäste, ihre Gläser zu erheben und als Ausdruck unseres Dankes für den Herrn Bundespräsidenten und Protektor unseres Ordens ihm zuzutrinken.

#### Trauerfeier für den verstorbenen Ordenskanzler Percy Ernst Schramm

An der Trauerfeier für Prof. SCHRAMM, Kanzler des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste von 1963 bis 1970, nahmen am 19. November 1970 in der Universitätskirche zu Göttingen teil:

Die Herren Vizekanzler  
Rudolf HILLEBRECHT und Hans KIENLE  
sowie die Ordensmitglieder  
Kurt BITTEL  
Adolf BUTENANDT  
Theodor ESCHENBURG  
Gerhard VON RAD  
Karl RAHNER  
Carl Ludwig SIEGEL  
Carl Friedrich Frhr. VON WEIZSÄCKER  
und als ausländisches Ordensmitglied  
François-Louis GANSHOF (Brüssel)  
Vom BMI Herr Ministerialrat KÖNIG  
anstelle des plötzlich erkrankten  
Ministerialdirigent Dr. GUSSONE.

Die an diesem Tage in Göttingen anwesenden Mitglieder berieten über die weitere Geschäftsführung des Ordens. Herr Schmitthenner hatte am 6. November 1970 den Ordenskanzler schriftlich gebeten, ihn wegen seines Augenleidens von den Pflichten des ersten Vizekanzlers zu entbinden. Kurz vor seinem Tode entsprach Prof. Schramm dieser Bitte und beauftragte Herrn Hillebrecht mit der vorläufigen Wahrnehmung der Geschäfte (gemäß § 5, Abs. 1, Satz 2 der Satzung). Die in Göttingen versammelten Ordensmitglieder beauftragten gemäß § 5 der Ordenssatzung bis zur Neuwahl des Kanzlers Prof. Kienle als gewählten Vizekanzler mit der Führung der Geschäfte und bei seiner Verhinderung als Vertreter Prof. Hillebrecht. Bei der Aussprache stimmten die Ordensmitglieder darin überein, daß die Neuwahl des Kanzlers bei der Zwischentagung im April 1971 in Nürnberg erfolgen solle, die deshalb nicht als internes

Treffen der Ordensmitglieder, sondern als außerordentliche Kapitelsitzung zu gelten habe.

### Außerordentliche Kapitelsitzung in Nürnberg

Am 4. und 5. April 1971 trat das Kapitel zu einer außerordentlichen Sitzung in Nürnberg, das anlässlich des Dürerjahres als Tagungsort gewählt worden war, zusammen, bei der die folgenden Mitglieder zugegen waren:

Hans KIENLE als Vizekanzler  
Kurt BITTEL  
Adolf BUTENANDT  
Theodor ESCHENBURG  
Walther GERLACH  
Werner HEISENBERG  
Rudolf HILLEBRECHT  
Marie Luise VON KASCHNITZ  
Konrad LORENZ  
Carl ORFF  
Gerhard VON RAD  
Hans ROTHFELS  
Wolfgang SCHADEWALDT  
Paul SCHMITTHENNER  
Franz WIEACKER  
Hans WIMMER  
Karl ZIEGLER.

Als Vertreter des Bundesministeriums des Innern nahm Ministerialdirigent Dr. GUSSONE an der Sitzung teil. Frau RAHN

sorgte in bewährter Weise für die Mitglieder des Kapitels und für die Durchführung der Sitzung.

Unter dem Vorsitz des Herrn Kienle besprachen die Mitglieder einige schwebende Fragen, u. a. auch inoffiziell die anstehenden Zuwahlen von in- und ausländischen Mitgliedern. Dann wählte das Kapitel, gemäß § 5 der Satzung in schriftlicher Abstimmung Herrn BITTEL zum Ordenskanzler und Herrn HILLENBRECHT zum ersten Vizekanzler. Herr KIENLE wurde in seinem Amt als zweiter Vizekanzler bestätigt.

Am Nachmittag fand in Anwesenheit der Damen, unter denen sich auch Frau Ehrengard Schramm befand, eine Aussprache über wissenschaftliche Themen statt, bei der u. a. Herr Gerlach auf das Verhältnis von Johannes Kepler zu seinem Tübinger Lehrer Mästlin einging. Der Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg, Herr Dr. Urschlechter, empfing das Ordenskapitel. Am Abend hörten die Mitglieder ein Konzert auf alten Instrumenten der Capella Antiqua aus München unter Leitung von Conrad Ruhland im Germanischen Nationalmuseum.

Am 5. April vormittags weilten die Ordensmitglieder mit ihren Damen im Dürer-Haus, wo Herr Wimmer die hier abgedruckte Rede hielt. Anschließend begab man sich auf den Johannes-Friedhof zu Albrecht Dürers Grab, an dem der Ordenskanzler einen Kranz niederlegte.

#### Rede von HANS WIMMER

In Istanbul gibt es eine Zisterne, in der das Regenwasser gesammelt wird für die Zeit der Dürre, die sogenannte Basilika. Um das Wasser rein zu halten, wurde ein riesiges Gewölbe darüber gebaut. Dieses Gewölbe wird getragen von vielen hundert Säulen, antiken, römischen, auch neuzeitlichen. Eine solche Säule ist Albrecht Dürer.

Einer von denen, die das Erbe der Menschheit verwalten. Er ist der zuverlässige Träger, der Mahner, das Wasser, ohne das die Menschheit verdürsten müßte, rein zu halten. Er hat es zu Lebzeiten getan und tut es noch heute – das Werk, das menschengute. Das ist ihm aufgetragen worden, das hat er von Kindesbeinen auf in sich ausgebildet: »In der Zeit verleihe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernet« und das hat er siebenundfünfzig Jahre lang durchgehalten. Nie ist er ermüdet. Ebenso wie sein Vater hat er sich redlich dem Tag gestellt, ohne auf die Eingebung zu warten. Jeder Quadratcentimeter, von seiner Hand gestaltet, legt Zeugnis ab von der Wachheit seines Verstandes, von der treuen und nüchternen Beobachtung, von seinem scharfen Auge, seiner klaren Sicht, seinem weiten Überblick, von seiner zähen Mühe, die Enge von Werkstatt und Gasse zu überwinden. All das nicht durch Umgehen, Überspringen oder Verleugnen, sondern durch Ergreifen, Nicht-Mehr-Loslassen, Sich-Aneignen. Im Kleinen sieht er das Große, im Einzelnen das Ganze. Sein Grashalm ist Teil der Schöpfung, sein Baumstamm ist Wachstumsform. Seine Tiere sind zuerst Kreatur, erst in zweiter Linie Pferd, Hund, Löwe, Adler. Nichts, was nicht stellvertretend wäre für die Gesamtheit. Diese Ernte einzusammeln, verläßt er sich allein auf das Gesicht: »Dann der alleredelst Sinn des Menschen ist das Gesicht«.

Er hört die Fragen seiner Zeit an sein persönliches Ohr gerichtet, in den geistigen Männern seiner Zeit erblickt er Bundesgenossen im Kampf um Erkenntnis, Urteil und um Mitteilung an die Welt. Er trägt die Schwermut und Angst seiner Zeit – nachts überfällt ihn sein »Traumgesicht« – als lasteten sie allein auf seinen Schultern.

Er reitet unerschrocken durch die Fährnisse, spart sich aber auch auf für die besinnliche Stunde der stillen Emsigkeit in den vier



Wänden des Hieronymus. Er ist sich selber Gegenstand der Darstellung, erblickt im eigenen gotischen Körper den Schmerzensmann und stellt sich dabei unbefangen in göttliche Nähe. Denn er weiß sich im Einklang mit der Schöpfung.

Dabei verläßt ihn keinen Augenblick das Bewußtsein seiner Schuldhaftigkeit: »Der barmherzige Gott ver helfe mir zu einem seligen Ende«. Seine vier Weiber, mit Sinnlichkeit und Dämonie bis an den Rand gefüllt, muß er dem Teufel abkaufen, der Sündhaftigkeit des mittelalterlichen Menschen. Sein Forschen und Grübeln zwingt ihn jedoch, sich der Analyse der beginnenden Neuzeit aufzuschließen, ja sich ihr auf Tod und Leben auszuliefern: ein Mensch voller Spannungen, Angst und Bangigkeit.

Bei all dem zittert seine Hand nicht, er bleibt »Uhrmacher« und Kalligraph. Die Redlichkeit seines Handwerks befähigt ihn schließlich zu dem ungeheueren Unterfangen: die Ebene zu verlassen und in die dritte Dimension vorzustoßen und sie zu erschöpfen, im Großen wie im Kleinen. Dazu zwingt er sich, merzt alles aus, was dieses Ziel stören könnte (wie Tonigkeit, optische Spekulation, summarische Flächenwirkung), alles was ihn hindern könnte, den *Raum* nachzuprüfen, gültig festzustellen und verbindlich mitzuteilen – mit einem Wort: den Raum zum A und O der Gestaltung zu erheben.

Nach einem Satz Heideggers geschieht das Gestalten des Raumes im Abgrenzen als Eingrenzen und Ausgrenzen. Die Grenzen des Raumes bezeichnet sein Stift. Man stelle sich vor, was das heißt: auf die postkartengroße Kupferplatte setzt er den simplen Griffel – und durch Gegenwärtigkeit und Mobilisierung aller seiner Kräfte enthüllt er dabei weiteste und tiefste Bereiche. So besitzt er als Erster nördlich der Alpen den Raum. Hat er den Raum, geht er weiter und empfängt aus dem Süden

den Impuls zu neuer Stufe: zum Tektonischen, Gebauten, endlich zum Kanon.

Von jetzt an beginnt jenes rätselhafte, unerbittliche, bohrende, sokratische Fragen: er will der Schönheit auf die Spur kommen. »Was aber Schönheit sei, das weiß ich nit«. Das will ihm schier das Herz verbrennen. Dieses Nachsinnen weicht ihm nicht mehr aus dem Gehirn, den Meßzirkel legt er nicht mehr aus der Hand. »Wer sie heraus kann reißen«, d. h. in unserer Sprache: den Riß anfertigen, Aufriß *und* Grundriß, – damit fordert er Tiefe. Was nicht in die Tiefe zielt, gilt nicht.

Singulär dabei ist, daß er die dritte Dimension auf der Grundlage der *Linie* deutet, weniger der Umrißlinie, als der Linie, welche die Binnenform abtastet. Der Umriß ergibt sich daraus. Mantegnas kühle, aufgehende Rechnung, da sie Dürer fremd ist, fasziniert ihn und befreit ihn von dem gehemmten Strich Schongauers: aus dem Strich wird die Linie. Und da sie über den großen, volksliedgleichen Atem verfügt, wird die Linie Dürers zur Deutung der Form im umfassendsten Sinne. Abstraktion nämlich. Wenn man abstrahiert, d. h. abzieht, so muß man etwas haben, wovon man etwas abzieht. Dürer besitzt die Natur wie kein Zweiter, sicher und fest. Darum glaubt man ihm seine expressive Linie, die so stark ist, daß sie allein für sich bestehen kann, ohne dadurch Gegenständlichkeit und Räumlichkeit einzubüßen. Die Blätter der Apokalypse behalten, auch auf den Kopf gestellt, ihre Ausdruckskraft. Die Linie ist das größte Geheimnis Dürers. Auch wenn er malt, bleibt er im Grunde Zeichner. Seine Farbe ist denn auch von besonderer Art; sie ist Lokalfarbe, trotz Venedig. Gutes, gesundes Hausbrot. Doch sie ist auch erfüllt von Symbolik, und zwar von Symbolik religiösen Ursprungs. Die Helligkeit der Faltenhöhen des Paulusmantels ist Helligkeit der Erkenntnis, Glanz des Geistes,

Schärfe des Schwertes. In den Faltentiefen wohnt die Düsternis des bevorstehenden Martyriums. Das Zinnoberrot des Johannesmantels heißt Blutzugehörigkeit, die Buntheit der Engelsflügel vom Paumgartneraltar fraglose Frömmigkeit – so wie bei Leonardo die Baumkrone zugleich Wolke, Wasserwoge, Sturmwind ist. Das Wort Ästhetik kann Dürer noch nicht aussprechen.

Immer wieder blickt Dürer in den Spiegel, zeichnet sich, malt sich, erforscht sich, gibt sich Rechenschaft. Keiner vor ihm hat das getan. So begegnen wir bereits dem Dreizehnjährigen am Anfang eines schicksalhaften Lebenswerkes, wir schauen in die unausweichlichen Augen des Zwanzigjährigen vom Erlanger Selbstbildnis, in das Gesicht des schönen Mannes der reifen Jahre, welchen Locken und Pelz umprunken, wir meinen ihn einen Augenblick zu finden im Antlitz der Mutter, dieser Mutterdarstellung aller Mutterdarstellungen. Für alle Zeit legt er die Rechte an die Brust, mit Festigkeit und unsagbarer Empfindsamkeit. Ist es Demut oder Stolz? Er selbst gibt uns die Antwort:

»Dann die Kunst ist groß, schwer *und gut* und wir mühen und wollen sie mit großen Ehren in das Lob Gottes wenden.«

### Die offizielle Sitzung des Ordenskapitels in Bonn

Am 24. Mai 1971 versammelte sich das Kapitel zu einer Internen Sitzung, die am 25. Mai um 9 Uhr fortgesetzt wurde und um 12 Uhr beendet war. Es waren zugegen:

Kurt BITTEL  
Adolf BUTENANDT  
Theodor ESCHENBURG  
Hugo FRIEDRICH

Walther GERLACH  
Rudolf HILLEBRECHT  
Marie Luise VON KASCHNITZ  
Hans KIENLE  
Gerhard MARCKS  
Gerhard VON RAD  
Hans ROTHFELS  
Wolfgang SCHADEWALDT  
Franz WIEACKER  
Hans WIMMER

Zuwahlen in- und ausländischer Mitglieder standen im Mittelpunkt der Sitzungen. Am Abend des 24. Mai gab der Rektor der Universität Bonn, Prof. Dr. Grünwald, für die Mitglieder des Ordens und ihre Damen einen Empfang. Am 25. Mai waren sie zu Mittag Gäste des Herrn Bundespräsidenten und von Frau Heinemann. Der Ordenskanzler hielt die folgende Ansprache:

Herr Bundespräsident,  
meine Herren Bundesminister,  
meine Damen und Herren!

Das Kapitel des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste dankt für die Aufnahme und für die Begrüßung, die uns von Ihnen, Herr Bundespräsident, als unserem Protektor, zuteil geworden sind. Wir alle erinnern uns noch sehr lebhaft an die Worte, die Sie im letzten Jahr beim gleichen Anlaß an uns gerichtet haben, als Sie zum ersten Mal nach der Übernahme Ihres hohen Staatsamtes zu uns als Ordensprotektor sprachen und sich zur Tradition des Ordens ebenso bekannten wie zu seiner heutigen Form. Wir sind Ihnen zutiefst dankbar

dafür, daß Sie in dieser Verbundenheit mit uns und in dieser Gesinnung uns auch in dem Jahr begleitet haben, das hinter uns liegt und in dem dem Orden der genommen worden ist, der Ihnen im letzten Jahr den Dank des Ordens zum Ausdruck gebracht hat.

Ich bin erst seit gut einem Monat Ordenskanzler, und die Nachfolge hat sich nicht nach Art einer üblichen Succession vollziehen können, sondern war durch die Notwendigkeit der Stunde bestimmt.

Aber ich bin lange genug Mitglied des Ordens, um zu wissen und im vollen Sinn des Wortes zu verstehen, was mein Vorgänger, Percy Ernst Schramm, gemeint hat, wenn er einmal sagte, daß unsere Zusammenkünfte und Tagungen von einem beglückenden Gefühl beherrscht seien. Er meinte damit sowohl das uns allen gemeinsame Empfinden der Zusammengehörigkeit, der bei uns bestehenden Einheit von Wissenschaften und Künsten, als auch das gewiß nicht einfache, oft sogar, man möchte fast sagen, zähe, aber immer sehr ernste Bemühen um gemeinsame Aspekte zur Wahrung der Kontinuität des Ordens und damit zur Ebnung seines Weges in die Zukunft. Die Vorbesprechung, die wir gestern hier geführt haben, und die Kapitelsitzung, die heute vormittag stattgefunden hat, können, so meine ich, in ihrem Verlauf gerade dafür zum Zeugnis genommen werden.

Als Sie, hochverehrter Herr Bundespräsident, mich am 6. Mai im Schloß Bellevue zu Berlin empfangen, richteten Sie im späteren Verlauf unseres Gesprächs an mich die »scherzhaft« Frage, ob ich als neuer Ordenskanzler meine »Regierungserklärung« schon bereit hätte.

Ich habe sie heute bereit. Sie kann nur in der Wahrung der unverletzlichen Grundprinzipien des Ordens bestehen, nämlich im Grundsatz, daß Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften

und Künstler vereint den Orden ausmachen; daß die Wahl von Ordensmitgliedern alleiniges Recht des Kapitels, daß die Wahl ausschließlich durch die persönlichen Verdienste in Wissenschaft oder in den Künsten begründet sein kann, und daß getreu dem Willen des Stifters, aber ebenso auch seiner zweimaligen Erneuerer, zu den maximal 30 inländischen Mitgliedern, die das Kapitel, den eigentlichen Kern, so könnte man sagen, des Ordens bilden, maximal ebenso viele ausländische gehören, die nach den gleichen Prinzipien gewählt werden. Zur Zeit sind es 27 ausländische Gelehrte und Künstler, auf deren Zugehörigkeit zu uns wir stolz sind.

## GLÜCKWUNSCH ZUM 80. GEBURTSTAG VON HANS ROTHFELS

Auf einem Festakt, den der Rektor der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen, Prof. Dr. med. Jürgen Pfeiffer, am 14. April 1971 aus Anlaß des 80. Geburtstages von HANS ROTHFELS veranstaltet hat, überbrachte THEODOR ESCHENBURG die Glückwünsche des Ordenskapitels und sprach folgende Worte:

»Gerade unter dem Eindruck der letzten Jahre mag es einem bei der Begehung von Jubiläen des Lebensalters, des Amtes oder aus anderem Anlaß nicht immer ganz wohl sein. Das brauche ich gerade in diesem Kreise nicht noch zu illustrieren.

Aber vielleicht gilt auch heute ein Wort Theodor Mommsens zum 70. Geburtstag Ludwig Bambergers im Jahre 1893: »Die Liebe und Verehrung, die jemand im Leben gewinnt, ist wohl an jedem Tag dieselbe; aber ihre Äußerung ist ein Sonntags- und Festtagsgeschäft. Der Wanderer soll sich nicht zu viel umsehen, um vorwärts zu kommen, der Mensch durch die Freuden und die Leiden der Erinnerung sich in seinem Wollen und Streben nicht zu oft unterbrechen und irren lassen. Aber die Regel ist da, um die Ausnahme zu verstaten und zu verklären. Rückschau und Rundschau haben auch ihre Zeit und ihre Tage, und die für diesen Tag angezeigte ist eine große, schöne.«

Ihnen, Herr Rothfels, überbringe ich die Glückwünsche des Kanzlers des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, Kurt Bittel, in seinem und des Kapitels Namen. Er wäre gerade zu Ihnen an Ihrem achtzigsten Geburtstag nur allzu

gern persönlich gekommen, aber er ist vor wenigen Tagen erst gewählt worden und vermochte es daher nicht mehr einzurichten. Der Vizekanzler Kienle aus Heidelberg hat einen leichten Unfall erlitten, der ihm im Augenblick die Reise nach Tübingen unmöglich macht.

Vor zehn Jahren hat Sie das Kapitel zum Mitglied gewählt, und die Mitglieder kennen Sie aus dieser Zeit, aus alljährlich zweimaligen, höchst intensiven Beratungen. Sie haben in diesem ebenso anspruchsvollen wie empfindsamen Kreis eine starke Autorität – auch dank der allseits empfundenen spontan wie anhaltend wirkenden anmutigen Vornehmheit in Ihrer Gesinnung und Haltung. Mit nicht nachlassender Spannkraft wachen Sie an den Weichen in jener kritisch aufgeschlossenen Konservativität, die den Wandel nicht verwirft, aber Möglichkeiten, Chancen und Risiken abwägt. Ihr Rat und Ihr ungehindertes Urteil, frei von Rücksichten auf momentane Bedürfnisse und auf die Augenblicksopportunität von Entschlüssen, dient unbestechlich in gleicher Weise der Bewahrung der Korporation, die vor 150 Jahren begründet und durch die Initiative des Bundespräsidenten Heuss wiederhergestellt wurde. Dieser Ihrer trotz Verschiedenheit der Meinungen und trotz der Gegensätze der Standpunkte unbestrittenen Autorität gilt der respektvolle Gruß und Glückwunsch von Kanzler und Kapitel.«



BILDTEIL





Empfang bei Bundespräsident D. Dr. Gustav W. Heinemann  
anlässlich der Jahrestagung in Bonn  
am 2. Juni 1970 in der Villa Hammerschmidt.

Von links nach rechts:

Wolfgang Schadewaldt, Carl Zuckmayer, Marie Luise von Kaschnitz,  
Bundespräsident, Karl Ziegler, Hans Rothfels,  
(Gruppe im Hintergrund: Gerhard Marcks, Hans Wimmer),  
Ordenskanzler Percy Ernst Schramm, Adolf Butenandt,  
Werner Heisenberg, Theodor Eschenburg, Carl Friedrich v. Weizsäcker,  
(fast verdeckt:) Hugo Friedrich.



Bundespräsident D. Dr. Gustav W. Heinemann  
und Ordenskanzler Percy Ernst Schramm auf dem Empfang  
in der Villa Hammerschmidt am 2. Juni 1970.



Empfang bei Bundespräsident D. Dr. Gustav W. Heinemann  
anlässlich der Jahrestagung in Bonn  
am 2. Juni 1970 in der Villa Hammerschmidt.

Von links nach rechts:  
Franz Wieacker, Carl Zuckmayer, Karl Ziegler, Hugo Friedrich  
und Marie Luise v. Kaschnitz.



Zwischentagung in Nürnberg am 6. April 1971.

Von links nach rechts:

Ordenskanzler Kurt Bittel, dahinter Hans Wimmer, Hans Rothfels,  
dahinter Karl Ziegler, Hans Kienle, dahinter Adolf  
Butenandt und Gerhard von Rad, Wolfgang Schadewaldt, Theodor  
Eschenburg, Werner Heisenberg, Walther Gerlach, im  
Vordergrund links Rudolf Hillebrecht, rechts  
Franz Wieacker.



Zwischentagung in Nürnberg.

Hans Wimmer spricht am 6. April 1971 im Dürerhaus  
über Albrecht Dürer.



Zwischentagung in Nürnberg.

Am Sterbetag Albrecht Dürers am 6. April legt der Ordenskanzler  
am Grabe auf dem Johannes-Friedhof in Nürnberg  
einen Kranz nieder.





Der Bundespräsident D. Dr. Gustav W. Heinemann  
empfängt am 6. Mai 1971 in Schloß Bellevue  
den am 5. April 1971 gewählten neuen Ordenskanzler Kurt Bittel.



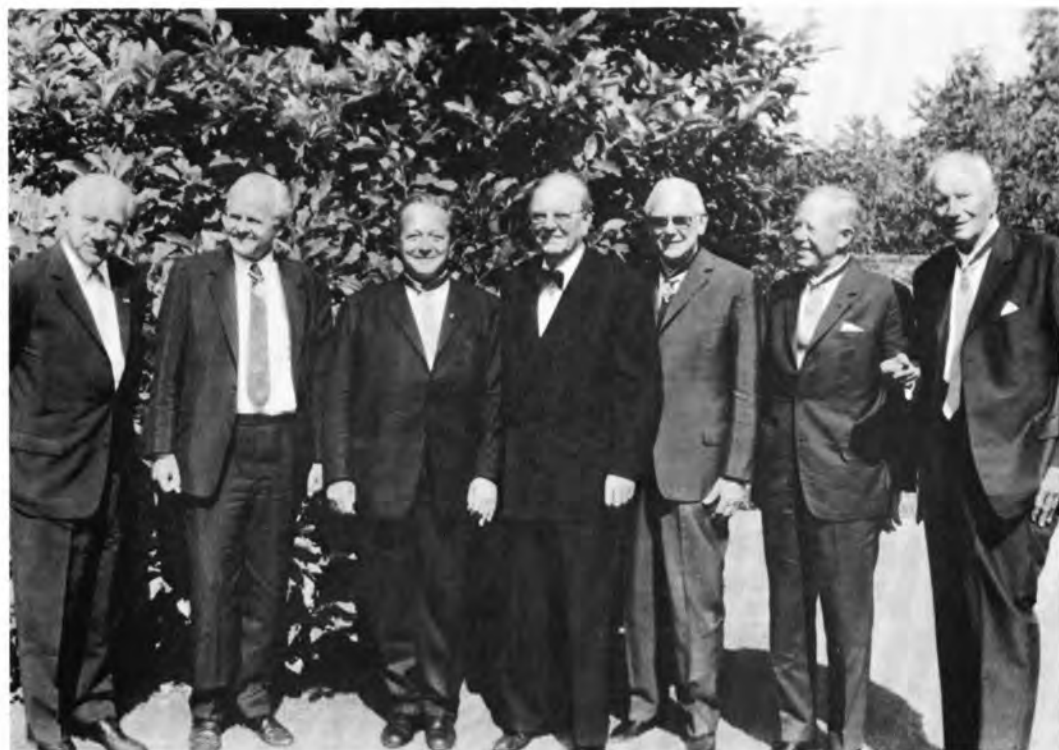
Empfang beim Bundespräsidenten D. Dr. Gustav W. Heinemann  
anlässlich der Jahrestagung in Bonn am 25. Mai 1971.

Von links nach rechts:  
Bundespräsident, Ordenskanzler Kurt Bittel, Stephan Kuttner.



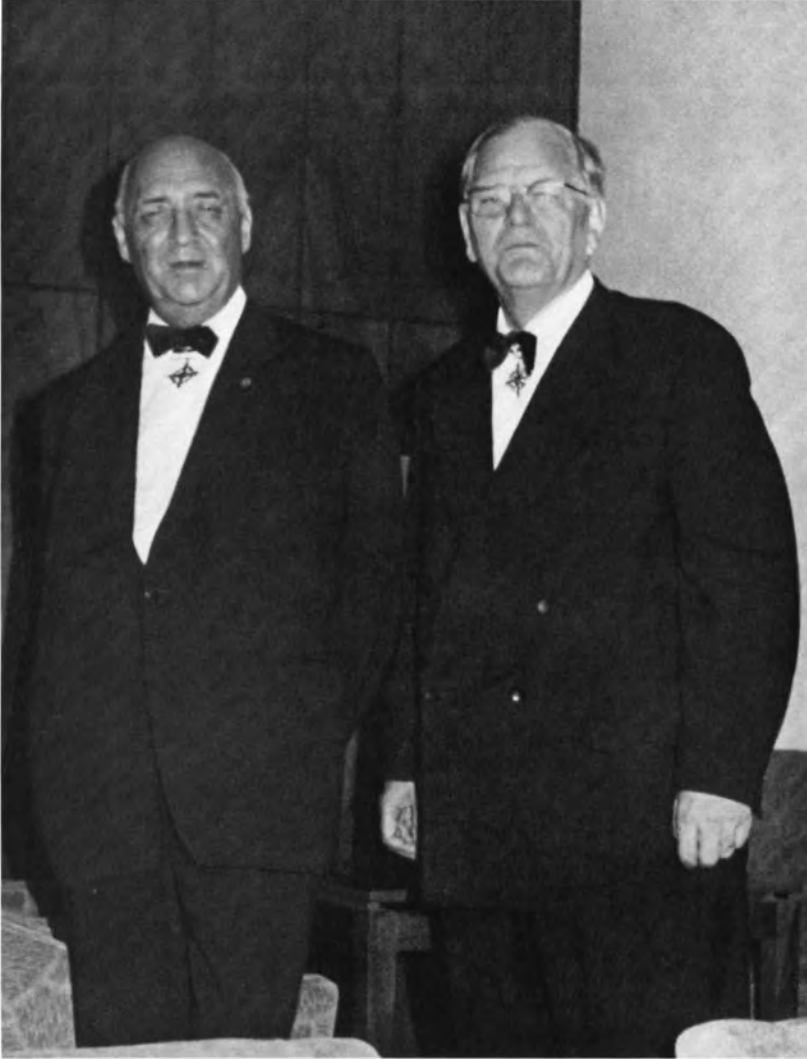
Überreichung der Ordensinsignien an Rolf Gutbrod  
in der Akademie der Künste, West-Berlin, am 16. Juli 1971.

Links: Ordenskanzler Kurt Bittel, rechts: Rolf Gutbrod.



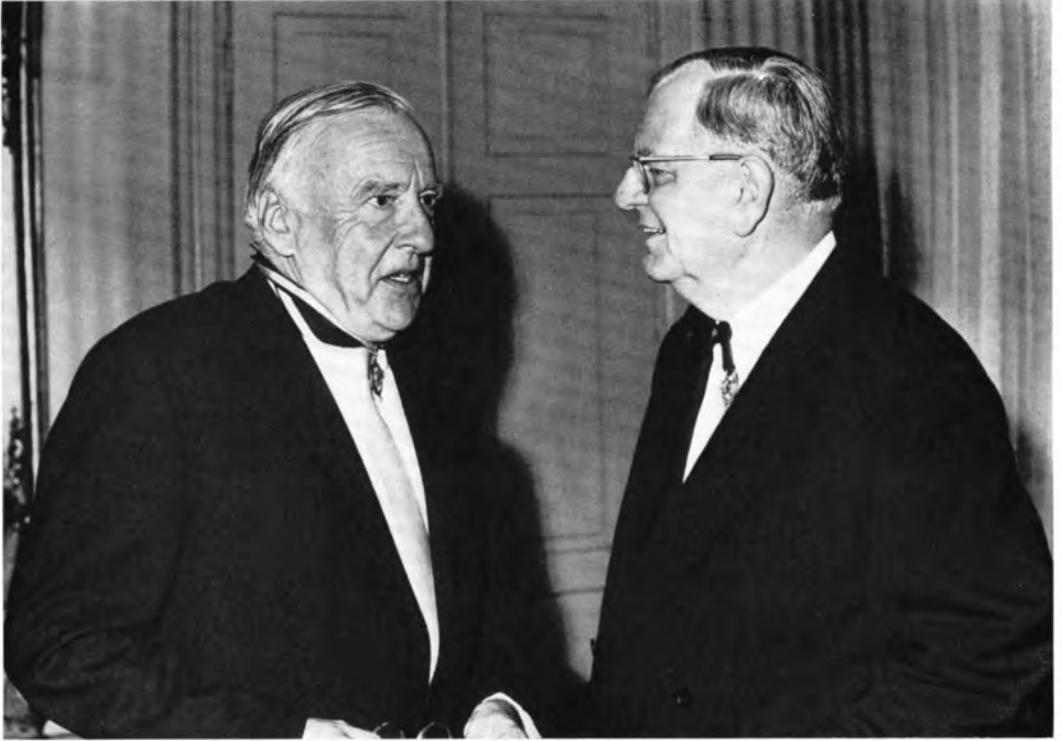
Aushändigung der Ordensinsignien an Feodor Lynen  
am 23. Juli 1971 im Hause von Adolf Butenandt.

Von links nach rechts:  
Werner Heisenberg, Carl Friedrich v. Weizsäcker, Feodor Lynen,  
Ordenskanzler Kurt Bittel, Adolf Butenandt,  
Hans Wimmer, Walther Gerlach.



Überreichung der Ordensinsignien an Theodor Schieder  
in der Universität Köln am 14. Juli 1971.

Links: Theodor Schieder, rechts: Ordenskanzler Kurt Bittel.



Überreichung der Ordensinsignien an Hans-Georg Gadamer  
am 12. August 1971  
in der Akademie der Wissenschaften in Heidelberg.  
Links: Hans-Georg Gadamer, rechts: Kurt Bittel.

VERZEICHNIS  
DER DERZEITIGEN  
MITGLIEDER DES ORDENS  
POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN  
UND KÜNSTE





## DEUTSCHE MITGLIEDER

*Stand: 31. Dezember 1971*

KARL VON FRISCH IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
1970: Altmitglied	
ERICH KAUFMANN IN HEIDELBERG	RECHTSGELEHRTER
1959 – 1963: Kanzler des Ordens	
GERHARD MARCKS IN KÖLN	BILDHAUER
PAUL SCHMITTHENNER IN MÜNCHEN	ARCHITEKT
1959 – 1964: Zweiter Vizekanzler	
1964 – 1970: Erster Vizekanzler des Ordens	
CARL ORFF IN DIESSEN AM AMMERSEE	KOMPONIST
KARL SCHMIDT-ROTLUFF IN BERLIN	MALER
	UND GRAPHIKER
1970: Altmitglied	
WERNER HEISENBERG IN MÜNCHEN	PHYSIKER
HANS KIENLE IN HEIDELBERG	ASTRONOM
1968: Zweiter Vizekanzler des Ordens	
HANS ROTHFELS IN TÜBINGEN	HISTORIKER
CARL FRIEDRICH FRHR. V. WEIZSÄCKER	PHYSIKER
IN HAMBURG	
ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN	BIOCHEMIKER

WOLFGANG SCHADEWALDT IN TÜBINGEN	KLASSISCHER PHILOLOGE
CARL LUDWIG SIEGEL IN GÖTTINGEN	MATHEMATIKER
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER
1971: Erster Vizekanzler des Ordens	
HANS WIMMER IN MÜNCHEN	BILDHAUER
KURT BITTEL IN BERLIN	ARCHÄOLOGE
1971: Kanzler des Ordens	
MARIE LUISE VON KASCHNITZ IN FRANKFURT	SCHRIFTSTELLERIN
OTTO KLEMPERER IN ZÜRICH	TONKÜNSTLER
THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN	POLITOLOGE
KURT MOTHES IN HALLE A. D. SAALE	BIOCHEMIKER
RUDOLF BULTMANN IN MARBURG	THEOLOGE
1970: Altmitglied	
HUGO FRIEDRICH IN FREIBURG I. BR.	ROMANISCHER PHILOLOGE
KONRAD LORENZ IN SEEWIESEN	ZOOLOGE
FRANZ WIEACKER IN GÖTTINGEN	RECHTSHISTORIKER
KARL ZIEGLER IN MÜLHEIM/RUHR	CHEMIKER
WALTHER GERLACH IN MÜNCHEN	PHYSIKER
KARL RAHNER IN MÜNSTER	THEOLOGE
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG- ZIEGELHAUSEN	PHILOSOPH
ROLF GUTBROD IN STUTTGART	ARCHITEKT
FEODOR LYNEN IN MÜNCHEN	CHEMIKER
THEODOR SCHIEDER IN KÖLN	HISTORIKER

## AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

*Stand: 31. Dezember 1971*

CARL J. BURCKHARDT IN VINZEL/ KT. WAADT, SCHWEIZ	HISTORIKER
SARVEPALLI RADHAKRISHNAN IN NEW DELHI, INDIEN	RELIGIONSPHILOSOPH
ETIENNE GILSON IN VERMENTON (YONNE), FRANKREICH	PHILOSOPH
BERNHARD KARLGREN IN STOCKHOLM, SCHWEDEN	SINOLOGE
OSKAR KOKOSCHKA IN VILLENEUVE/VAUD, SCHWEIZ	MALER
THORNTON WILDER IN HAMDEN, CONN., USA	DICHTER
CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF IN BRÜSSEL, BELGIEN	HISTORIKER
ALBERT DEFANT IN INNSBRUCK-HÖTTING, ÖSTERREICH	GEOPHYSIKER
ANDRÉ JEAN FESTUGIÈRE IN PARIS, FRANKREICH	RELIGIONSWISSEN- SCHAFTLER

ANDRÉ GRABAR IN PARIS, FRANKREICH	KUNSTHISTORIKER
SIR JAMES CHADWICK IN CAMBRIDGE, ENGLAND	PHYSIKER
GEORG OSTROGORSKY IN BELGRAD, JUGOSLAWIEN	BYZANTINIST
EMIL STAIGER IN ZÜRICH, SCHWEIZ	LITERATURWISSEN- SCHAFTLER
LORD ALEXANDER TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
GYULA MORAVCSIK IN BUDAPEST, UNGARN	BYZANTINIST UND UNGRIST
HIDEKI YUKAWA IN KYOTO, JAPAN	PHYSIKER
CARL ZUCKMAYER IN SAAS-FEE, WALLIS, SCHWEIZ	SCHRIFTSTELLER
MARINO MARINI IN MAILAND, ITALIEN	BILDHAUER UND GRAPHIKER
ALVAR AALTO IN HELSINKI- MUNKKINIEMI, FINNLAND	ARCHITEKT
STEPHAN KUTTNER IN NEW HAVEN, USA	KANONIST
ARTTURI VIRTANEN IN HELSINKI, FINNLAND	BIOCHEMIKER
ALBIN LESKY IN WIEN, ÖSTERREICH	KLASSISCHER PHILOLOGE

*Nach dem 31. Dezember 1969 sind verstorben*

ERICH HECKEL	27. Januar 1970
EGON EIERMANN	19. Juli 1970
FRITZ KORTNER	22. Juli 1970
OTTO WARBURG	1. August 1970
PERCY ERNST SCHRAMM	12. November 1970
SIR MAURICE BOWRA	4. Juli 1971
WALTHER VON WARTBURG	15. August 1971
GERHARD VON RAD	31. Oktober 1971



## BILDNACHWEIS

Prof. Franz Dölger: Unbekannt . . . . .	9
Prof. George P. Gooch: Unbekannt . . . . .	19
Prof. Karl Jaspers: COMET, CH-8023 Zürich, Sonneggsteig 7 ..	35
Prof. Mies van der Rohe: Hal Boucher, Biltmore Hotel, Santa Barbara, Calif. 93102, U.S.A. . . . .	45
Prof. Percy Ernst Schramm: Fritz Paul, 3400 Göttingen-Geis- mar, Mitteldorfstr. 7a . . . . .	109
Prof. Erich Heckel: Bruno + Eric Bühner, 8851 Schaffhausen, Posthof 7 . . . . .	123
Prof. Egon Eiermann: Unbekannt . . . . .	133
Fritz Kortner: Rosemarie Clausen, 2000 Hamburg 39, Gryphiusstr. 5 . . . . .	145
Prof. Otto Warburg: Gemälde von V. Obenland, Foto Walter Köster, 1000 Berlin 45, Potsdamer Str. 59a ..	153
Ordenstagung Bonn 1970: Bundesbildstelle Bonn . . . . .	243-245
Zwischentagung Nürnberg 1971: a) Bilderdienst Nürnberger Nachrichten, Photo: Bernd Jürgen Fischer, und b) Bildstelle und Denkmalarchiv, Hauptamt für Hochbauwesen, Nürnberg . . . . .	246-248
Bundespräsident Heinemann, Prof. Kurt Bittel: Bundesbildstelle Bonn . . . . .	249
Ordenstagung Bonn 1971: Bundesbildstelle Bonn . . . . .	250

Prof. Rolf Gutbrod: Barbara Grünewald, 1000 Berlin 33, Peter Lenné-Straße 28–30 . . . . .	251
Prof. Feodor Lynen: Privatfoto . . . . .	252
Prof. Theodor Schieder: Privatfoto . . . . .	253
Prof. Hans-Georg Gadamer: Unbekannt . . . . .	254



## INHALT

### *Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1970*

Franz Dölger. Gedenkworte von Percy Ernst Schramm . . . .	7
George P. Gooch. Gedenkworte von Percy Ernst Schramm . . . .	17
Karl Jaspers. Gedenkworte von Carl Friedrich Frhr. v. Weizsäcker	33
Ludwig Mies van der Rohe. Gedenkworte von Rudolf Hillebrecht	45
Carl Zuckmayer: Die Brüder Grimm. Ein deutscher Beitrag zur Humanität . . . . .	55
Werner Heisenberg: Aus seinem Buch »Der Teil und das Ganze«	79
Marie Luise Kaschnitz: Kleine Prosastücke . . . . .	87

### *Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1971*

Begrüßungsworte des neuen Ordenskanzlers Kurt Bittel und Gedenken an den verstorbenen Ordenskanzler Percy Ernst Schramm . . . . .	99
Percy Ernst Schramm. Gedenkworte von Hans Rothfels . . . .	107
Erich Heckel. Gedenkworte von Gerhard Marcks . . . . .	121
Egon Eiermann. Gedenkworte von Rudolf Hillebrecht . . . . .	131
Fritz Kortner. Gedenkworte von Hans Wimmer . . . . .	145
Otto Warburg. Gedenkworte von Adolf Butenandt . . . . .	151
Walther Gerlach: Johannes Kepler 1571–1971 . . . . .	165

## *Anhang*

Aus der Chronik des Ordens (1970 und 1971) .. . . . . .	185
1. Zuwahlen 1970 und 1971 .. . . . . .	187
Wahl des Kanzlers und der Vizekanzler .. . . . . .	188
2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder	
Karl Rahner .. . . . . .	189
Walther Gerlach .. . . . . .	196
Gyula Moravcsik .. . . . . .	204
Theodor Schieder .. . . . . .	206
Rolf Gutbrod .. . . . . .	211
Feodor Lynen .. . . . . .	213
Hans-Georg Gadamer .. . . . . .	214
3. Berichte über die	
Zwischentagung in Freiburg 1970 .. . . . . .	216
Ordenstagung in Bonn 1970 .. . . . . .	217
Trauerfeier für den verstorbenen Ordenskanzler Percy Ernst Schramm 1970 .. . . . . .	228
Zwischentagung in Nürnberg 1971 und Vortrag von Hans Wimmer im Dürerhaus am 6. April 1971 .. . . . . .	230
Ordenstagung in Bonn 1971 .. . . . . .	235
4. 80. Geburtstag von Hans Rothfels. Glückwunsch des Ordenskapitels von Theodor Eschenburg .. . . . . .	239
5. Bildteil	
Ordenstagung in Bonn 1970 .. . . . . .	243–245
Zwischentagung in Nürnberg 1971 .. . . . . .	246–248
Besuch des neugewählten Ordenskanzlers beim Bundespräsidenten 1971 .. . . . . .	249
Ordenstagung in Bonn 1971 .. . . . . .	250

Übergabe der Ordenszeichen an	
Rolf Gutbrod .. .. .	251
Feodor Lynen .. .. .	252
Theodor Schieder .. .. .	253
Hans-Georg Gadamer .. .. .	254
Mitglieder des Ordens: Stand 31. Dezember 1971 .. .. .	257
Bildnachweis .. .. .	263

© 1975 · Verlag Lambert Schneider · Heidelberg  
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher  
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung:  
Graphische Werkstätten Kösel, Kempten (Allgäu)